Verse

von

Hugo Terberg.

Grossenhain

Baumert & Ronge

1897.

Verse

von

Hugo Terberg.

Großenhain.
Verlag von Baumert & Ronge.
1897.

Widmung.

Den langen Tag bin ich durch Hügelland
Still hingewandert und die Straße zog
Bergauf bergab durch Wiesen und durch Wälder
Und frohe Blumen pflückt ich mir zum Strauß.
Maiblumen fand ich und der Schlehdorn blühte,
Die schlanken Anemonen nicken still,
Viel dunkle Veilchen warten auf der Wiese.

Und wie ich weiterschritt die Wanderstraße
In mittagswarmer holder Maiensonne,
Da stand am Gartenzaun ein junges Weib,
So liebeblühend, und sie küßte mich
Und brach mir weißen Flieder und Jasmin
Und aus der Laube helle Rosenknospen.

Dann bog die Straße in den dunklen Wald;
Der Vögel Lied floß silbern von den Zweigen
Und aus dem Weiher zwischen Wasserrosen
Taucht eine schneeige Gestalt empor.
Aus goldner Locke, die in schwüler Luft
Die schimmerndweiße Nixenbrust umquillt,
Löst sie mir Blüten, wundersame Blüten,

Wie nie zuvor mein Auge sie geschaut
Und die ich liebte, ach, unendlich liebte.
Sie warf die Blüten neckisch mir ins Moos
Und tauchte plätschernd unter und verschwand —
Und als mein Pfad den stillen Wald verließ,
Sah fern ich lockend schon die Heimat liegen
Und rüstig schritt ich mit den Blumen weiter.

Da, wie die Sonne purpurflimmernd sinkt,
Führt mich der Weg zur alten Bogenbrücke
Und unter mir rauscht brausend wild der Strom.
Lang saß ich schweigend auf der niedren Brüstung
Und sah die Wogen an die Pfeiler spritzen
Und sah den Fluß sich breit durchs Thal ergießen
Und sah die Sonne rot im Strom versinken.
Mich aber überkam ein weiches Sehnen,
Die Blumen alle, die ich tags gepflückt,
Dem abenddunklen Strome zu vertraun,
Daß er sie hin zur letzen Sonne trage.

So lös ich eine Blume nach der andern
Und laß sie langsam von der Brücke gleiten
Und mit den Wellen thalwärts weiterziehn.
Die Anemonen tanzen auf und nieder,
Die Wiesendolde jagt in lustgem Haschen
Dem ernstbedächt'gen Schlehdornzweige nach
Und mit dem Flieder treibt die Maienblume.
Wie pocht mein Herz, als träumend aus dem Strauß
Der Liebsten heller Rosengruß entfällt
Und weiterzieht und ferne mir noch winkt,
Vom letzten müden Sonnenstrahl umzittert.

Dann dämmert weich die stille Nacht ins Land —
Schon hab ich alle Blumen hingegeben,
Die Nixenblüten blieben mir allein.
Da öffnet sich die willenlose Hand,
Und wie die Blüten leise niedersinken,
Erglühen sie in flammendrotem Lichte.
Wie Feuerfunken sprüht es in der Flut
Und zieht den Strom hinab — ich sah sie lange, lange — —
Und dann war's froh und still mir im Gemüt,
Die Sterne blinkten durch die blaue Nacht,
Und langsam schritt ich meinen Weg nach Hause.

Staub.

Es war ein mürrisch grauer Nebeltag.
Die Arbeit lastete auf meiner Seele
Und plagte mich. Verdrossen war ich, müde
Von meiner Pflichten dumpfem Einerlei.
Und wie der Abend dämmernd niederschlich,
Da überschauert's mich so bang. Beklommen
Blick ich hinaus zur engen Giebelgasse:
Ach, wie so karg und düster ist solch Leben
Mit seinem kalten, öden Tagewerk,
Und täglich, stündlich schleicht es mühvoll weiter.
Da quälst du dich mit deiner Pflichtenbürde
So Jahr für Jahr, bis einst es der Natur
In ihrer blöden Laune just gefällt,
Dann sagt sie „schlafe!" und dein Herz steht still,
Dann bist du Staub, den rasch der Wind verweht,
Und Staub ist all dein spurlos winzig Werk —!

Da — seltsam — seltsam — überschleicht es mich —
Und plötzlich packt's mich wie ein wildes Sehnen,
Aus dumpfer Enge mit dem Sturm zu fliehn
Und übermenschlich aus der Welt zu wachsen,
So wilderhaben, groß wie die Natur.
Und ohne Bande, ohne Schranken! Ewig!
Allmächtig!! Frei!!!

Und wie mein Rufen dröhnend wiederhallt,
Da wankt und birst schon des Gemaches Decke,
Und mit dem Arm zerschmettre ich das Haus.
Ich wachse, wachse riesenhaft empor,
Schon rag ich mächtig über unsre Stadt
Und knick den Kirchturm mir als Wanderstecken,
Dann schreit ich aus und jeder Schritt trägt Meilen.
Schon greift die Hand nach des Gebirges Kamm,
Ich wachse, wachse! Ha, mein Fuß zermalmt
Die Eichenwälder rings wie Wiesenhalme!
Ich wachse, wachse — von der Felsenküste
Stürz ich mich jubelnd in den Ocean,
Daß es wie Sturmflut aufwogt rings am Strande.
Gleich Muscheln heb ich Inseln mir empor
Und mit zehn Stößen trägt mein Riesenarm
Mich schwimmend leicht zum fernen Erdteil fort.
Da steig ich auf, mit sieben Wanderschritten
Durcheil ich ihn und jeder Schritt malmt Städte.
Und wieder schwimm ich lachend durch die Fluten
Und übersteig die Länder und Gebirge
Und wachse, wachse, wachse ohne Ende, —
Da reck ich mich und meine Glieder schwellen,
Hinauf! Hinauf! Jetzt greif ich bis zum Mond!
Mit meiner Riesenhand umpack ich ihn
Und rüttle mächtig, bis er wankt und bebt,
Und werf ihn trotzig in den Weltenraum,
Und endlich, endlich reich ich zu den Sternen!
Die fasse ich und lasse sie nicht los,
Da hab ich Halt — was soll mir noch die Erde!
Aufschäumend treibt mich trunkner Uebermut
Und mit dem Fuße schleudre ich die Kugel
Wie einen Spielball in die Sonnenglut,

Daß sie versengen und verlodern mag.
Hei, wie das zischt und rote Funken sprüht!
Ich bin allmächtig! . . . Und schon zuckts in mir,
Die Sonne selbst vom Himmel loszureißen —
Da öffnet sich das weite Firmament
Und übermächtig und erhaben schwebt
Der Herr der Welten herrlich über mir.
Unendlich wallt sein schneeigweißer Bart
Herab auf seinen blauen Himmelsmantel
Und groß und still und ernst und feierlich
Schaut mich sein weltentiefes Auge an;
Und seine beiden Schöpferhände legen
Wie schützend treu sich um den Sonnenball.
Ein Staunen fühl ich . . . doch schon wühlt der Trotz
An meinem Herzen und es schwillt die Kraft;
Zu wuchtgem Schlag ball ich die Riesenfaust,
Und wie sie wild und dröhnend niederdonnert,
Hab ich das weite Firmament zerschmettert.
Die Sonne ist zertrümmert und erloschen
Und die Gestalt entschwebt. Ich aber höhne
Wie Donnertosen laut: „Sieh, ich bin stärker
Und ich bin größer, größer selbst als du!
Das Weltall zittert unter meinem Hauch
Und Ewigkeiten werd ich überdauern
Und niemand neben mir! Frei bin ich, frei!!"

Da plötzlich stockt das Wort. Mir wird so einsam . . .
So kahl und öde starrt die Welt mich an
In eis'gem Schweigen und mich packt ein Schauer —
Was sollen mir die blassen Sternehaufen?
Soll ich sie zwecklos durcheinander werfen?
Staub sind sie, Staub, elender Riesenstaub!

Soll ich mit meinen Fingern ihn zermalmen,
Um einen Augenblick mich zu zerstreun?
Für wen? Für wen? Es bleibt doch ewig Staub,
Zwecklos und wertlos — ich ertrag es nicht!
Schlaff sinkt mein Arm, daß rings die Sterne zittern,
In Demut beugt sich weltentief mein Knie
Und sehnend und verzweifelnd, hoffnungslos,
Blick ich hinaus nach meiner Erde Trümmern. — —
Da schwebte still der Herrliche heran;
Er grollte nicht, sein Auge lächelt mild
Wie voll Verzeihn und er berührt mich leise.
Dann ward es sanft und dunkel um mich her
Wie milder Schlummer, doch ich fühlt's im Traume,
Daß still und langsam ich zusammensinke.
Und immer kleiner ward ich, immer kleiner,
Und endlich war ich winzig wie ein Mensch.
Da glitt ich weich auf einen Sessel nieder
Und ich erwachte und es war schon Abend.
Der Wächter zündet die Laternen an
In meiner kleinen engen Giebelgasse,
Und still bringt mir die Magd ins dunkle Zimmer
Die Arbeitslampe. Milde fällt ihr Schein
Auf meine Bücher, die schon meiner harren.
Mit frohem Mut beginn ich frisch mein Werk;
In treuer Arbeit soll der Abend weichen,
Und morgen — ach, welch unerschöpflich Glück! —
Der neue Tag bringt neues Mühn und Ringen.

Wann?

Die Dämmrung träumte in dein Erkerzimmer
Und huschte silbern leise um dich her.
Du aber lehntest sinnend dich zurück
Am Fenstersims in seidenweiche Kissen
Und um dein schlankes stilles Frauenhaupt
Spielt leuchtendwarm der Sonne letzter Schein.
Dein Buch war leise dir herabgesunken
Und neben dir in dunkler Bronzevase
Erglühen sommerschwüle rote Tulpen.

Da trat ich ein uud flüsterte: Geliebte!
Du aber blicktest träumerisch empor
Und winktest mir mit stillem Lächeln zu
Und schaust mich an, als brächt' ich Wundergaben.
Ich sah dich ernst oft und ich sah dich heiter,
Ich sah dich sinnend und ich sah dich neckisch,
Doch nie zuvor erlebt ich solchen Blick.
Aus deinen Augen funkelte das Glück,
Und doch umträumt es sie wie ein Verwundern
So scheu umfangen und so märchensam,

So still und schön und feierlich und leuchtend.
Ein junges Sehnen überrieselt mich
Und dann wogt's auf und überflutet uns
Und zitternd küßt ich deine heißen Lippen.
Da plötzlich wußt ich, daß ich einmal schon
Aus deinen Augen diesen Blick gesehn,'
Daß du schon einmal so im Abendschein,
Schon einmal so von Tulpen schwül umglüht
So vor mir standest und mich angeschaut.
Doch wann, sag' wann geschah das Wundersame,
Wann hab ich diesen Blick zuvor gesehn?
Sehnsüchtig wandert mein Zurückgedenken
Durch alle Wege meines Lebens hin
Und nirgends trifft's auf jene Feierstunde.
Wann war es, wann? Schon jagt in wirrer Hast
Mir die Erinnerung fiebernd auf und nieder
Und hin und her durch die verschlungnen Gänge
Und pocht und rüttelt an viel hundert Pforten,
Doch keine thut sich auf — wann war es, wann?
War es vielleicht im Traume? Nein, o nein,
Mit heißem Herzen stand ich neben dir
So wach wie heut und du sahst auf zu mir
Nur einen Pulsschlag lang — das war kein Traum!

Und immer dunkler wird es im Gemach,
Vom Garten klingt das Lied der Nachtigall,
Hinfließt der Blumen süßer Abendduft,
Und immer voller schwillt durch meine Seele
Ein holder Glaube, daß mein Dirbegegnen
In einer andern, andern Welt geschah,
Lang ehe wir zum Leben niederschritten.
Ich weiß nicht, wann es war; es liegt so ferne

Durch Ewigkeiten weit von uns getrennt.
Das aber weiß ich, daß ein tief Erinnern
Von jener Augen stillem Wunderbilde
Mir durch Unendlichkeiten hingeblieben
Und durch ein wirres sehnsuchtsvolles Leben
Mich Willenlosen leis zu dir gezogen,
Zu dir, zu dir, zu dir nur unter allen,
Als ahnt ich im Gemüt: einst kommt die Stunde,
Da jene Augen mir noch einmal leuchten
Und meiner Seele endlich Frieden geben.

Carneval!

Der Fasching kam wie Wirbelwind,
Im Taumel jauchzt die Menge —
Ich sah nur dich, blondlockig Kind,
Im festlichen Gepränge.

Confetti flogen her und hin,
Da drängt sich Narr und Ritter —
Ich sah nur dich, o Königin,
Und deinen goldnen Flitter.

Mich kümmerte der Pierrot nicht
Und nicht die Colombine,
Mich bannte nur dein Angesicht
Und deine Schelmenmiene.

Ich bin der Fürst von Hindostan
Mit Purpur, Sammt und Seide —
Für dich zog ich mein Schwert mir an,
Für dich all mein Geschmeide.

Sieh meine bunte Dienerschar,
Die Sklaven, die mir fächeln, —
Mich selbst bring ich als Sklaven dar
Ach, für ein einzig Lächeln!

So träum ich nicht? — Du winkst mir zu! —
Du willst mein Herz belohnen! —
Aus deinem Füllhorn streuest du
Mir rote Anemonen —

Ich weiß, du bist das Glück, das Glück —
So laß uns nicht mehr zaudern . . . ! — — —
Da plötzlich fahr ich jäh zurück
Mich packt ein banges Schaudern —

An meine Seite drängt sich schnell
Ein grinsender Geselle
Und kichert so gespenstisch hell
Und weicht nicht von der Stelle.

Er zischelt hönisch in mein Ohr:
„So fiebert's dir im Hirne?!
Du bist ein Thor, du bist ein Thor,
Was willst du mit der Dirne?!

Um Mitternacht, um Mitternacht
Ist all der Spuk verflogen,
Und all die goldne Flitterpracht
Hat dich umsonst betrogen.

Am Aschermittwoch, denke dran,
Da steigst auch du vom Throne,
Bist nicht mehr Fürst von Hindostan
Und trägst dann keine Krone!

Und deine Königin, denke dran,
Was blieb von ihrem Ruhme?
Das Glück zerrann, das Glück zerrann,
Verwelkt ist ihre Blume!

Am Aschermittwoch, denke dran,
Bald wird die Glocke schallen — —"
Da packte mich ein Schauer an,
Da stürzt ich aus den Hallen.

Frisch braust der Sturm ums Angesicht!
Hinas zu Kampf und Sorgen!
Frau Glück, Frau Glück, du lockst mich nicht —
Was gilt dein Füllhorn morgen?!

Was soll die wirre Gaukelmacht,
Dein Flimmern und dein Blinken,
Was soll die kurze Faschingsnacht,
Wenn ewge Sterne winken!

Vor der Staffelei.

Mein Lieb steht an der Staffelei
Mit Farben und Palette —
Und plaudernd sitze ich dabei
Im Dampf der Cigarrette.

Du führst den Pinsel ohne Ruh
Mit deinen kleinen Händen —
Ich schau dir zu, ich schau dir zu
Und kann den Blick nicht wenden.

Von deiner Leinwand lacht der Mai,
Dem Kirschbaum malst du Blüten,
Die Maid in junger Träumerei
Läßt du die Gänse hüten.

Und jeder neue Pinselstrich
Läßt neue Zweige sprießen —
Da überkommt es sonnig mich
Wie seliges Genießen.

Und sehnend füllt es meine Brust:
Könnt ich das je erraffen,
Mir auch in goldner Schöpferlust
Die schöne Welt erschaffen!

Am Schreibtisch sitz ich früh und spät
Bei dürr gelehrten Worten,
Doch wenns zum heißen Leben geht,
Dann schließen sich die Pforten.

Da schlottern um mich kahl und fahl
Begriffe und Gedanken —
Dir aber blüht das Frühlingsthal
Mit bunten Blumenranken.

Ich muß in meiner Bücherei
Nur mit Gespenstern sitzen —
Dir aber sprüht das Leben frei
Aus hundert frischen Skizzen.

Dir rauscht das Feld, dir wogt die Flut,
Der Wald zeigt seine Wunder —
O tauscht ich solche Schaffensglut
Für all den weisen Plunder!

Da sahst du mich so schelmisch an
Mit deinen frohen Augen,
Als sprächest du: dem rechten Mann
Kann diese Welt schon taugen!

Ja Lieb, es rauscht auch mir das Feld
In vollen Ährengarben —
Wenn mich dein Blick gefangen hält,
Dann frag ich nicht nach Farben,

Dann frag ich nicht nach Pinseln mehr
Nach Leinwand und nach Skizzen —
Es lacht die Welt rings um mich her
Wenn deine Augen blitzen.

Schaust du in holder Schelmerei
In meines Herzens Wirrnis —
Dann will ich keine Staffelei,
Nicht Farben und nicht Firniß.

Dann strömt auch mir das heiße Blut
Und nicht nur schwer Gerinnsel —
Dann fühl auch ich die Schöpferglut
Und brauche keinen Pinsel.

Und starrt die Welt auch kahl und fahl,
Wir malen um die Wette —
Ich male mir mein Frühlingsthal
Auch ohne die Palette!

An die Schönheit.

So eng und düster war der Mauern Haft —
Da ging ich sehnend auf die Wanderschaft
Und was mein trunken Auge sich erschaute
Und was mir heimlich still der Wald vertraute
Und was mein stürmisch pochendes Herz besessen,
O könnt ich's vergessen — vergessen . . . . .
Da plätscherten Quellen mit schimmernden Wellen
Umzittert von flimmernden hellen Libellen;
Da schwirrten und flirrten auf schillernden Schwingen
Leuchtende Vögel mit zwitscherndem Singen,
Und schwül im dunkelnden funkelnden Moose
Duftet die glühende blühende Rose.
Die lauschigen rauschigen Bäume im Tann
Sahn mich so träumend verwundert an;
Da schmiegten und wiegten sich neckische Ranken
Mit kichernden Blüten und schelmischem Schwanken
Und sie blinkten und winkten so keck und vermessen —
O könnt ich's vergessen — vergessen . . . . .
Und dann brach ich mit bangender langender Hand
Eine lachende Knospe von prangender Wand —

Da war's wie ein jubelnder Zauberschlag
Im jauchzenden rauschenden Blütenhag.
Und rings von den Zweigen erklang es wie Geigen,
Da kamen die Elfen in neigendem Reigen,
In wirbelndem Tanz und in schwebendem Schritt,
Und die Blumen und Vögel, die tänzelten mit.
Goldene Locken umflocken die Wangen,
Es schmeicheln die Arme in weichem Verlangen,
Es schimmern die Schultern, es wiegt sich der Leib,
Es küßt meine Lippen ein lachendes Weib,
Sie umstrickt mich mit Ranken von Winden und Kressen —
O könnt ich's vergessen — vergessen . . . . .
Und sie gleiten und schreiten in tändelndem Spiel
Und locken und leiten zu lieblichem Ziel,
Wo der Wald sich wandelt in weite Terrassen
Mit üppigen Gärten und Lorbeergassen.
Da laden die leuchtenden Grotten und Hallen,
Da springen die Brunnen mit plätscherndem Schallen,
Da funkeln im Felsen Smaragd und Rubinen,
Da lachen die Faune mit lüsternen Mienen,
Da winken die marmornen Frauengestalten
Auf schimmernden Säulen, mit wallenden Falten,
Umwuchert von Rosen, umrauscht von Cypressen —
O könnt ich's vergessen — vergessen . . . . .
Und klingende Lieder und sehnender Sang
Rieseln und fluten den Weg mir entlang,
Wellende schwellende Harfentöne
Plätschern und quellen in silberner Schöne,
Und aus den Büschen verstohlen und leise
Perlt mir der Kindheit verschollene Weise.
Tönende Träume klingen empor,
Die ich in dämmernder Jugend verlor,

Und Lieder und Lieder kehren zurück
Von knospender Liebe und schweigendem Glück,
Von verklungenen Sagen aus Märchentagen,
Von Nixen, die gläserne Herzen tragen,
Von lockigen Prinzen und blassen Prinzessen —
O könnt ich's vergessen — vergessen . . . . .
Und da engt sich der windende Weg mir ein
Zu zackigem felsigem Pfade;
Es schwindet der schimmernde Blütenhain,
Ich stehe am Meeresgestade.
Auftosend donnert die schwarzgrüne Flut
In rollenden grollenden Wogen
Und feurige Boote mit Segeln wie Blut
Kommen gespenstisch gezogen.
Schwarz stürmen die Wolken, die Sonne erlischt,
Schrill zucken die blendenden Blitze,
Ich stehe umzischt vom sprühenden Gischt
Auf einsamer Felsenspitze.
Und plötzlich taucht ein gigantisches Haupt,
Ein Frauenhaupt aus der Tiefe —
Ich fühlte, daß sie das Blut mir raubt,
Ich fühlte, daß sie mich riefe,
Ich fühlte, daß ich die Sinne verlor,
Sie aber hat kein Erbarmen,
Mit Schultern und Busen taucht sie empor
Und mit weißen berückenden Armen.
Und schillernde Schlangen umspielen den Leib
Und Muscheln und grüne Medusen,
Und die Wogen umpeitschen das Wunderweib
Und umspritzen den Hals und den Busen.
Und es packt mich wild, in ihr rieselndes Haar
Meine fiebernde Stirne zu pressen,

Und schwarzgrün leuchtet ihr Augenpaar —
O könnt ich's vergessen — vergessen . . .
Vergessen . . . . . .
Dann spülte die Flut mich an den Strand,
Ich wachte auf im fremden Land,
Ich irrte umher, ich fand es nicht mehr,
Die Welt ist grau, die Welt ist leer.
Ich trolle mich heim von der Wanderschaft
Zu kahler, düsterer Mauerhaft;
Was mein stürmisches Herz besessen —
Ich kann es nimmer vergessen.

Spiele.

Nun bist du sanft und lächelnd eingeschlafen,
Du liebes Kind.
Dein kleines Boot zieht in den stillen Hafen,
Dein Tag zerrinnt.

Und all dein junges frohes Puppenspielen
Ist nun vorbei,
Und all die Blumen rings, die dir gefielen,
Zerknickt der Mai.

Und niemals wieder sattelst du zum Reiten
Dein Schaukelpferd,
Und niemals wieder wird mit Schularbeiten
Dein Herz beschwert.

Und deine Schwester geht allein zum Garten
Mit bangem Schritt;
Sie soll nie wieder dich zum Spiel erwarten,
Du spielst nicht mit.

Du liegst nun still und friedlich wie in Träumen,
So träume zu . . . .
Und sorg dich nur nicht um dein Spielversäumen
Und deine Ruh.

Die frohen Spiele spielen wir nicht lange;
Glaub, liebes Kind,
Dort auf dem ernsten weiten Lebensgange
Weht rauh der Wind.

Durchs Leben gehn heißt kämpfen und heißt leiden
Tief bis aufs Blut, —
Und wer als Kind von seinem Spiel kann scheiden,
Der hat es gut.

Voll Widerspruch.

Dem Lärm der Großstadt bin ich längst entflohn.
Wie quälte mich dies hastig leere Treiben,
Dies Wagenrasseln, diese Menschenjagd
Auf sonnenheißen langen Asphaltwegen.
Unwillig hab ichs überlang ertragen,
Den Tag getötet und die Nacht vergeudet
Mit Operetten und Salongeschwätz.
Ich trug den Handschuh nach der letzten Mode,
Ich überflog ein Dutzend Leitartikel,
Ich war dabei, wenn in der Kammersitzung
Ein großer Tag für die Tribünen kam.
Die neusten Freilichtbilder aus Paris
Lobt' ich mit heuchlerischer Kennermiene,
Jüngstdeutschlands Dichtern drückte ich die Hand,
Auf Pferde wetten war mein Zeitvertreib
Und Sherrycobler durch den Strohhalm schlürfen.
So ging es gestern, ging es heut, ging's morgen,
Doch was ich glühend sehnte, fand ich nicht.
Die Schönheit sucht ich und mich äfft die Mode
Das Gute hascht nach äußrem Flitterglanz,

Die Wahrheit wird zum Spielball der Parteien.
Da sah ich zagend, wie ich mich verlor,
Wie meiner Seele beste Kraft erstarb,
Und eine Rettung fühlt' ich nur: die Flucht!

* * *

Das alles, alles liegt nun manches Jahr
Wohl hundert weite Meilen hinter mir.
Ich baute froh mein schlichtgefügtes Heim,
Von Schwarzwaldtannen lauschigstill umsäumt,
Hier in der Hügel grüner Einsamkeit
Und endlich fühl ich langsam mich gesunden.
Aus tausend Blüten quillt der Frühling mir,
Der Sommer überschüttet uns mit Rosen,
Es reift der Herbst und meine Tannen grüßen
Am traulichsten, wenn sie der Schnee beflockt.
Hier nist ich still in meiner Bücherei,
Umwebt vom Geist des Ewigmenschlichen:
Oft löscht der Morgen erst die Arbeitslampe.
Hier schlendre ziellos ich am Wiesenrain,
Wenn sich der Abend dämmernd niedersenkt.
Auf der Terrasse, die zum Garten führt,
Von wildem Wein und Epheu überrankt,
Schaart sich der Freunde enger Plauderkreis
Zu frohgemutem sinnigernstem Wort,
Und goldner Wein blinkt leuchtend aus den Römern.
Ich fühl es tief, hier bin ich wieder frei,
Hier sprudelt mir das Glück, hier laßt mich weilen.

* * *

Und wieder rast ich heut am Waldesrand
An meinem Lieblingsplatz, es rauscht der Brunnen,
Zu meinen Füßen blüht in Sommerpracht
Das weite Thal, die Vögel zwitschern laut,
Die Schwarzwaldbäurin, die vorübergeht
Im Sammetmieder und der Bänderkappe
Winkt mir: Grüß Gott! mit freundlichem Gesicht.
Und lässig ruh ich zwischen Farrengrün,
Auf moosbewachsnem Steine liegt vor mir
Das ewig junge Buch von Dante's Liebe,
Von Beatrice und vom Paradies.
Und doch — und doch — die Pulse schlagen wild!
Ich mag nicht hören, was der Brunnen rauscht,
Ich mag nicht schauen, wie die Blumen blühn,
Ich mag nicht fühlen, was der Dichter singt,
Ich sehne zitternd fort mich in die Ferne.
Du thöricht Herz mit deinem Widerspruch,
Ich weiß es längst, du findest hier nicht Ruh.
Hier aus dem Frieden träumender Natur
Reißt dich die Sehnsucht zu dem wirren Treiben,
Dem Lärm der Großstadt und der Menschen Hast.
Ja, laßt mich fliehen aus dem Schlenderglück
Und untertauchen, wo es braust und brandet.
Mich labt nicht mehr der Quelle frischer Trunk,
Die Lippe lechzt nach prickelndem Champagner,
Und meinen Lieblingsplatz am Waldesrand,
In dieser Stunde noch vertauscht ich ihn
Für den rotsammtnen Ecksitz im Parquet,
Das letzte Lustspiel lachend zu beklatschen.
Wo jede Stunde neue Laune zeugt,
Wo Tagesmode mit Trompetenschall
Zum Sturme bläst und schöne Augen blitzen,

Beim Maskenfeste und beim Ballsouper,
Bei Politik und lautem Männerstreit,
Da will ich wieder Nacht und Tag genießen.
Sich selbst vergessen und im Strudelrausch
Das Glück erjagen, das ist Seligkeit.
Noch heute brech ich alle Brücken ab —
Das soll ein Leben, soll ein Schwärmen werden!
Ich stürze trotzig stolz mich in den Strom
Und mag die Woge wild mich überschäumen,
Genießen werd ich, was die Weltstadt beut,
Des Tages laute Freuden werd ich schlürfen —
Vielleicht — vielleicht — vielleicht mit stillem Sehnen
Nach Waldesfrieden und nach Einsamkeit.

Die Insel.

Es lacht und leuchtet sonnigblau der See
Wie in den jungen süßen Sommertagen.
Auftürmen sich die braunen Felsenufer,
Die weite Flut steil trotzig zu umgürten
Und ihre Zacken schneiden scharf und wild
Sich in das volle tiefe Himmelsblau.
Ich ruhe sinnend still am Uferstein
Um den aufplätschernd leis die Welle plaudert
Und träumend schau ich zu dem Eiland drüben
Wie in den jungen süßen Sommertagen.

Wie damals prangt in lachend jungem Grün
Die Garteninsel, und ihr Spiegelbild
Schwankt neckisch flimmernd auf der lichten Woge.
Wie damals strebt die Pappel schlank empor
Und die Cypressen und Platanen rings
Umrieselt wieder rötlichgelber Schein
Und wieder huschen bläulichdunkle Schatten.
Die niedre Gartenmauer überquillt
Der dichten Büsche blütenvolle Lust
Und weiße Schwäne ziehen still vorüber.

Und sieh, da öffnet sich die Gartenpforte —
Wie in den jungen süßen Sommertagen
Trittst selber du, du sonnigschönes Weib,
Aus deinem Blütenhain zum Inselrande.
Die Schwäne schwimmen schlank und still dir zu;
Noch flattert goldig um das blasse Antlitz
Der Locken Pracht; wie damals trägst du noch
Am lichten Kleide den Narcissenstrauß —
Und sinnend schweift dein Blick zur Uferferne.

Da plötzlich hat dein Auge mich erspäht,
Mich Ärmsten, ach! — könnt' ich nur fliehen, fliehn!
In wildem Kampfe tobt der alte Schmerz,
Ich weiß, ich weiß, du darfst mir nicht verzeihen.
Doch wie?! Halt ein! Aufjauchzend stockt das Herz:
Du lachst, du winkst, du breitest liebesehnend
Die schlanken Arme jubelnd nach mir aus
Wie in den jungen süßen Sommertagen?!
So soll vergeben und vergessen sein
Das böse Wort, das böse Wort von einst,
Das in des Eilands lauschger Heimlichkeit
Nur die Cypressen und Platanen hörten?
O mich umbraust das Glück — ich komm, Geliebte!

Ich springe jauchzend in mein flinkes Boot.
Schon trägt's der Ruderstoß vom Ufer fort,
Bald wird mein Nachen an der Insel landen — —
Da bricht ein Sturm los! Und wie prasselnd wild
Er aufs Geäst der alten Bäume stürzt,
Verwandelt sich die dichte Blätterwand
In grüne Segel, die der Wind geschwellt;
Zum hohen Mastbaum wird der Pappelstamm

Und wie ein Schiff, das seine Anker löst,
Fährt still und stolz das Eiland ach! von dannen.
Wohl winkt noch sehnend von des Schiffes Bug
Mir die Geliebte; — durch die Wellen jagt
Mein Boot in ängstlich wildem Ruderschlag,
Doch die Platanen und Cypressen schwellen
In Wut und Zorn zu immer neuen Segeln;
In Sturmeseile brausen sie davon.
Noch zag ich nicht! Nein, nein, bald muß die Insel
Am Felsenufer ihre Anker werfen,
Dann bist du mein, dann kann uns nichts mehr trennen.
Da plötzlich öffnet sich die Felsenwand
Zu nebeldüstrem wildem Riesenthor
Und stolz und grollend fährt die Insel ein.
Der Sturm verstummt. Die Thore fallen zu,
Lang eh' mein Boot den Uferhang erreicht.
In wildem Schmerze ruf ich deinen Namen
Wie in den jungen süßen Sommertagen —
Die Felswand wirft den Schall mir dumpf zurück
Und dichte Nebel senken sich hernieder.

Schlittenfahrt.

Der Sommer war so blumenbunt,
Voll Liebesduft und Träumen;
Das Glück quoll aus dem Wiesengrund,
Das Glück klang von den Bäumen.

Und jeden Morgen sehnsuchtsvoll
Schritt ich im Waldesmoose;
Da rauscht der Bach so jugendtoll,
Da blüht die wilde Rose.

Und jeden Morgen schritt ich still
Zu deinem Blumengarten;
Die Blumen wußten, wen ich will,
Und du läßt mich nicht warten.

Wir jubelten im Sonnenglanz
Und tändelten und sangen,
Du wandest mir den Blütenkranz
Und küßtest meine Wangen.

Wie selig wenn beim Wiesenblühn
Wir rasteten wie Hirten,
Und wenn wir spät im Waldesgrün
Beim Wandern uns verirrten.

Dann zog ich in die Ferne aus,
Der Sommer blühte nieder —
Hoch lag der Schnee schon um dein Haus,
Ich aber pochte wieder.

„Ich bangte auf der Wanderfahrt,
Nach deinem süßen Worte —
Ich hab' mein junges Herz bewahrt
Thu auf, thu auf die Pforte! . . .

Du fürchtest dich vor Schnee und Eis?
Willst nicht im Frost erstarren?
Das Land ist weiß — mein Herz ist heiß!
Laß mich nicht länger harren!

Magst mir nur einmal noch vertraun,
Noch einmal laß dich bitten —
Sieh her, an deinem Gartenzaun,
Da hält mein kleiner Schlitten! —

Steig ein mein holdes Jugendglück,
Du sollst bei mir erwarmen! . . .
So, lehn dich in den Pelz zurück!
Ich halt dich in den Armen."

Die Fahrt beginnt, hab Dank mein Kind,
Die Schlittenglocken schallen,
Durch Wald und Feld geht's pfeilgeschwind,
Ich laß die Peitsche knallen.

Der Tag verrinnt, dir bangt mein Kind,
Ich soll den Schlitten halten!
Doch denke, Kind, an Eis und Wind,
Du könntest mir erkalten.

Und meinst du gar, du kehrst nach Haus?!
So war es nicht verstanden;
Ich laß dich nimmermehr hinaus,
Seit wir uns wiederfanden.

Die Schelle schallt, die Peitsche knallt,
Das wird ein lustig Treiben!
Und pfeift es kalt durch Thal und Wald,
Du mußt doch bei mir bleiben!

Und wenn auch bald der Tag verhallt,
Der Mond kommt und die Sterne —
Die Schelle schallt, die Peitsche knallt,
Wir fahren hinaus in die Ferne!

Epistel.

Lieber Freund, laß doch dies Schmettern
Voll moralischer Empörung,
Über Zunft und über Vettern
Und die kritische Verschwörung!

Ja, man hat dich arg zerschunden,
Doch wer grämt sich um Kritiken;
Ehrenvoll sind solche Wunden,
Denn man kennt die edlen Cliquen.

Auf den Dächern rings die Spatzen
Wissen, wie die Dinge liegen;
Wer wird da erst lange schwatzen
Bei dem ersten Hiebekriegen.

Das zwar läßt sich nicht bestreiten:
Ist man dir mal nicht gewogen,
So wird noch für ein'ge Zeiten
Fröhlich weiter fortgelogen.

Ringst du nach bestimmtem Ziele
Wird man dich „einseitig" schelten,
Aber wagst du dich an viele,
Wirst du als „zersplittert" gelten.

Andern lobt man die Beschränkung
Oder preist die vielen Gaben —
Und das nimmst du nun als Kränkung,
Fühlst dich auch als Wunderknaben!

Niemand glaubt an solche Faxen —
Laß sie schimpfen, laß sie keifen,
Ist dir doch ein Mund gewachsen
Und der Mund der ist zum Pfeifen!

Und noch eins laß mich dir künden:
Glaube nie den Pessimisten,
Daß die Menschen voller Sünden,
Voller Haß und Trug und Listen.

Heute klagst du zwar mit Grollen
Von den Säuen und der Perle,
Doch du mißverstehst die Rollen,
Glaub' mir, es sind gute Kerle!

Mußt sie stets nur einzeln fassen,
Dann ist jeder brav und gütlich;
Sammeln sie sich erst in Massen,
Dann wirds immer ungemütlich.

Denn erst die Parteien triefen
Ölig von der Ruhmverschwendung
Und es steigt aus ihren Tiefen
Jede Hetze und Verblendung.

Wollt ich rühmen sie, so fänd' ich
Eins nur dankbar anzustaunen:
Hinz und Kunz sind zu beständig,
Nur die Menge die hat Launen.

Und die Laune die bringt Segen —
Ist man heute niederträchtig,
Morgen, niemand weiß weswegen,
Lobt man dich vielleicht schon mächtig.

Solch Beräuchern zu ertragen,
Scheint ja auch nicht grade ethisch —
Doch auch da nicht gleich verzagen;
Niemand nimmt solch Lob pathetisch.

Aber sind sie mal beim Loben,
Dann kannst du dir alles leisten,
Du wirst still emporgeschoben,
Und das lieben doch die meisten.

Also, wenn du eingedrungen
In die Lobversichrungskreise,
Halte fest was du errungen,
Und ich rate dazu weise:

Nur nicht mit Charakter protzen!
Laß dich still vom Strome treiben,
Einflußlosen sollst du trotzen,
Doch dich nie an Größen reiben.

Freilichtkunst und solch Geschmiere
Such für deinen Pfeil als Scheiben,
Dafür magst du echte Biere
Unbegrenzt dir einverleiben.

Schimpfe auf den Symbolismus,
Laß auch Politik schön bleiben —
Tötlich ist der Socialismus,
Doch noch schlimmer: Verseschreiben!

Heimwärts.

Es rauscht der Ocean, die Wogen rollen
Und leuchten funkelnd durch die schwüle Nacht —
Mag froh mein Schiff mit seinen Wellen tollen,
Ich kenn den Schmerz, der wieder mir erwacht.
Und mag mein Schiff zu fernen Küsten eilen,
Ich steh am Mast, der Heimat zugewandt,
Und denke dein durch tausend weite Meilen
O du mein edles deutsches Vaterland!

Da! wie ein Gruß umsprüht es meine Wangen,
Der Gischt der Woge spritzt zu mir herauf —
Das Land, dahin sich meine Träume bangen,
Sprich, Woge, sprich, sahst du's in deinem Lauf?
O eile heim und künde dies Begegnen
Sag, wie die Sehnsucht wild mich übermannt,
Und bring der Liebe allertiefstes Segnen
Zu meinem fernen schönen Vaterland!

Und, Welle, sprich, hast du die Bucht verlassen,
Zu der mein Herz sich heimatstreu verlor?
Sahst du die Giebeldächer in den Gassen,
Die Festungswälle und das hohe Thor?

Sahst du am Strande den Lewkoyengarten,
In dem ich einst die erste Liebe fand?
Sahst du die Freunde, die mir Treue wahrten
In meinem alten guten Vaterland?

Und trug vielleicht zur Bucht der Quell dich nieder,
An dem ich einst die ersten Lieder las?
Und sahst du zwischen Lindenbaum und Flieder
Die beiden Gräber, die ich nie vergaß?
Eil heim und sag: es steht die Welt mir offen,
Und Glück und Sonne lacht am fernen Strand,
Und doch mein tiefstes Sehnen und mein Hoffen
Bleibt mein geliebtes deutsches Vaterland!

Das Thal der Erkenntnis.

Gespenstisch droht der Felsen enge Schlucht
Die hin zum blauen Thal des Schauens leitet
Und doch — mich trieb es wie in wilder Flucht,
Daß endlich endlich sich die Seele weitet.

Und was ich sah, umsonnte meinen Sinn,
Den lieben Gott sah ich den Wald behüten,
Und lächelnd schritt er durch die Wiesen hin
Und winkte mir und schenkte duftge Blüten.

So feiertäglich rauscht es durch den Tann,
Und alles grüßt ergebungsvoll und heiter,
Da sah der liebe Gott mich ernstsam an
Und sprach: Zieh weiter!

Da schritt ich nieder, wo die Felswand fällt,
Ich sah ein Thal sich weit vor mir entfalten
Und eine neue ungeahnte Welt
Lockt mich mit fremden seltsamen Gestalten,

Wohl sah ich oft am fels'gen Meeresstrand
Die Flut zersprühen in viel tausend Tropfen,
Hier aber sah ich jedes Körnchen Sand
Sich noch in hunderttausend Stücke klopfen.

Und wucht'ge Hämmer donnern auf den Grund,
Die alles rings zersplittern und zerspritzen,
Zu Faserstaube wird die Blume bunt
Und jedes Hälmchen seh ich sich zerritzen.

Noch war mein Ohr vom Hammerlärm betäubt,
Ich sah nur wirr der Teile wildes Schieben,
Und doch die Welt, die endlos sich zerstäubt,
In tiefster Seele mußte ich sie lieben.

Hier ist dem Staubkorn schon sein Weg gesetzt,
Es kann nicht schwanken und es kann nicht sterben,
Von keines Gottes Laune je verletzt,
Ist dieses Thal von Schmerz frei und Verderben.

Schon will ich rastend hier zur Ruhe gehn,
Da fühl ich plötzlich wild es mich durchzittern,
Ich sah den Riesenhammer vor mir stehn,
Um donnernd nun auch mich noch zu zersplittern.

Zerreiben wird er fühllos mich zu Staub,
Schon seh ich ihn mir unerbittlich drohen,
Da ward ich bang der wilden Angst zum Raub
Und bin entflohen. —

Und auf der Flucht erreicht ich neue Flur,
Da war verstummt das Lärmen und das Hämmern.
In weichen Träumen schlummert die Natur
Und Nebel wallen wie im Abenddämmern.

Und wie mein Auge alles überschaut,
Da teilen sich die Nebel und verschwinden,
Von Veilchen ist die Wiese überblaut
Und alle Lieblingsblumen kann ich finden.

Die Blumen blühen wie es mir gefällt,
Wenn ich befehle, sprudeln Bach und Quellen,
Die Vögel schick ich lachend in die Welt
Und ich allein kann ihren Flug bestellen.

Nie träumte mir von solchem Zauberthal
Und alles alles sproßt aus meiner Seele,
Die Bäume wachsen schnell nach meiner Wahl,
Die Berge beugen still sich dem Befehle.

Ich selber hab die Felsen aufgetürmt,
Mit meinen Wimpern kann ich sie zerschmettern,
Und wenn der Wind ins Thal herniederstürmt,
Mit meinem Willen trotz ich stolz den Wettern.

Und Tod und Leben schaff ich im Gemüt
Und was da webt, ich zeugt es in Gedanken,
Und keine Blume, die verborgen blüht,
Kann heimlich sich aus meinem Thale ranken.

Da schlenderte ich lässig hin und her —
Doch schlaff und müde will's mich überschleichen,
Kein Kämpfen gab es und kein Ringen mehr
Und keine Ziele mühsam zu erreichen.

Was meine Laune spielend mir erschuf,
Das ist die Welt, in die ich eingeschlossen,
Nie fürder tönt ein fremder Menschenruf
Und nie mehr wird das Glück zu zwei'n genossen.

Todt war die Welt, die keine Mühen gab.
Was soll das leere ziellos müßge Schweifen —
So mußt ich still zu meinem Wanderstab
Noch einmal greifen.

Zu neuem Thale schritt ich rüstig fort,
Am Werk sah ich kraräug'ge Männer wieder,
Sie grüßten mich mit frohem Willkommswort
Und schlanke Frauen sangen Reigenlieder.

Dann fragt ich, wie im Thal das Leben sei;
Da gaben sie von seltner Satzung Kunde:
„Ein jeder ist allmächtig und ist frei
Und schöpft die Welt aus eignem Seelengrunde.

Was er auch sinnt, wie Wunder steigt's empor
Und was er träumt, schon kommt es hergezogen,
Und doch — er bleibt nur ein betrogner Thor,
Hat er zuvor sein Sinnen nicht erwogen.

Denn was nicht still in Aller Seele sprießt,
Das mag wohl blühen, doch nicht Früchte tragen,
Und wer die Allmacht nur für sich genießt,
Den muß sein eignes Werk zu Boden schlagen.

Auch dir mag Haus und Wald und Berg erstehn
Aus deinem Herzen, deinem übervollen,
Gleich einem Hauche aber wird's vergehn,
Dient es dem Plan nicht, den wir alle wollen.

Sei uns ein Bruder — o so zög're nicht —
Willst du in Treue alles mit uns teilen?"
Wie flammte freudig mir das Angesicht:
Hier will ich siedeln und nur hier verweilen!

Da hat der liebe Gott mein Haupt berührt,
Er winkte still, daß ihm die Wahl gefiele,
Und sprach: „Dein Stab hat redlich dich geführt,
Du bist am Ziele!"

Am Scheidewege.

Kind, laß uns leise auseinandergehn,
Daß nie sich wieder unsre Wege streifen
Und niemals wieder deine jungen Augen
So märchenglücklich in den meinen ruhn.
Kind, zaudre nicht! Nur dann wird unsre Seele
Den traumesweichen Hauch, der uns umfließt,
So innigstill und ungetrübt bewahren,
Denn dieser Stunde Duft kehrt niemals wieder . . . .
Wir schritten schlendernd durch den Frülingstann,
Es hüpft der Bach durch moosiges Gestein,
Durch dunkle Zweige winkt des Himmels Blau,
Die Falter flattern und der Vogel singt,
Die Blumen lachen zwischen Farrenbüschen:
Es war so waldesheimlich und so traut.
Und als du müde warst, da stützt ich dich
Mit festem Arm, du aber gabst zum Danke
Mir zagendscheu den hellen Blütenstrauß,
Den deine kleine weiße Hand gepflückt —
O dieser Stunde Duft kehrt niemals wieder . . . .
So still und wunschlos schritten wir dahin,

So voll Vertrauen, so geschwisterlich,
Als müßt' es treu für alle Zeiten dauern
Und doch, Kind, laß uns auseinandergehn!
Ich war dir gut, so wie ein Bruder gut,
Das war nicht Liebe; und auch du, mein Kind,
Glaub mir, du liebst mich nicht. Doch wenn wir fürder
So nah beisammen durch die Wälder schreiten,
— Wir sind so jung, der Frühling ist so licht —
Dann wird sich langsam, langsam Alles wandeln.
Da kommen feuerrote Schmetterlinge
Und purpurdunkle schwüle Wunderblumen,
Und nur das Glück, das leise mit uns schritt,
Das wird im Waldesdickicht uns verlassen —
Ach, dieser Stunde Duft kehrt niemals wieder ....
Denn, glaub mir, Kind, nie werden wir uns lieben,
Nie sehnsuchtstrunken ineinanderfluten:
Die eine zarte reine Seelenstunde
Wird bannend zwischen unsern Herzen stehn.
Wir mögen uns in sündhaft wirrer Glut
Ein Glück vorgaukeln, das wie Liebe schillert,
Es wird uns doch nicht einen Herzschlag lang
Vergessen lassen, daß wir nie uns liebten
Und daß der silberhelle Quell verstummt,
Dem du und ich so innigfroh gelauscht
Und daß der Vögel Lied davongeflattert,
Von unserm stürmischwilden Wort verscheucht.
Nein, nein, das darf nicht sein — wir müssen scheiden —
Denn dieser Stunde Duft kehrt niemals wieder ....
Siehst du nicht dort schon unterm Felsenstein
Die purpurdunkle Wunderblume blühn?
Ihr Hauch ist schwül und dort an jenem Hügel,
Glaub mir, da blühen tausend solche Blumen —

O laß uns nicht bis an den Hügel gehn!
Und laß nie wieder unsern Weg sich streifen,
Daß wir den reinen frischen Waldeshauch,
Der dich und mich so märchenstill umfließt,
Für alle Zeiten innigstill bewahren,
Denn dieser Stunde Duft kehrt niemals wieder . . . .
Kind, laß uns leise auseinandergehn — —.

Gesellschaft.

Fröhlich knurrte Hinz, der Kater,
Stolz als Hausherr, stolz als Vater,
Und er sprach zu seiner Frau,
Mutter Hinz: „Miau! Miau!
Eben ist der Mond erschienen,
Blinzelt schon durch die Gardinen,
Und die Menschen, die uns stören,
Kannst du längst schon schnarchen hören.
Also mußt du dich jetzt sputen,
Denn in höchstens zehn Minuten
Kommen die geladnen Gäste.
Rasch nun Frack und weiße Weste!
Ist die Maus schön durchgebraten?
Wird der Pudding auch geraten?
Und der Rahm, Geliebte, kocht er?
Wo ist Mieze, meine Tochter?“
Brummend rief er's; und da kam sie,
Fröhlich schaute nach dem Rahm sie,
Doch es sprach zu ihr die Mutter:
Denk heut nicht nur an das Futter;

Einen Mann mußt du dir suchen,
Das ist besser noch als Kuchen,
Ja, was sind selbst feiste Ratten
Neben einem Ehegatten?!
Mieze, wirst bald achtzehn Wochen
Und bist noch nicht mal versprochen,
Also denke dran, doch bitt ich,
Immer mädchenhaft und sittig;
Grenzen finden ist das schwerste,
Horch! da klingelt schon der erste."
 Über'n Hof und über Dächer
Kamen sie mit Tuch und Fächer;
Prächtig rauschten auf den Treppen
Ihre langen seidnen Schleppen.
Hinz verkehrt ja, wie gebührlich,
Nur in Kreisen, wo natürlich
Man zu jeglicher Gesellschaft
Sich ein neues Sammetfell schafft.
Ganz zuletzt mit kühnem Satze
Kam noch die Angorakatze,
Die, wie allgemein bekannt ist,
Mit Frau Hinz entfernt verwandt ist.
In der Gäste Kreis inmitten
Stand Frau Hinz, tief ausgeschnitten,
Und begrüßte Herrn und Frauen
Durch ihr herzlichstes Miauen.
Endlich gab sie dann das Zeichen
Süße Milch herumzureichen,
Aber lächelnd, wie gewöhnlich,
Reichte Kuchen sie persönlich.
Da begann ein Kosten, Schmecken,
Ein Belutschen und Belecken,

Jeder griff mit weichem Pfötchen
Nach dem größten Zuckerbrödchen,
Mancher stopft sich selbst die Taschen,
Um noch später dran zu naschen.
Plötzlich tönten zu der Menge
Rührend weiche Flötenklänge.
Die Gesellschaft rings verstummte;
Nur der schwarze Kater brummte,
Still verzog er sich zur Ecke,
Bis man aus dem Schlaf ihn wecke.
Als die Flöte kaum geendet,
— Beifall wurde reich gespendet,
Alle klatschten in die Pfoten —
Brachte man schon neue Noten:
Miezens üppige Cousine
Spielte schmachtend Violine.
Drauf der schöne Kater Hans
Mit dem langen gelben Schwanz
Ließ erschallen den Tenor,
Trug die Mondscheinarie vor.
Hier und da rief man noch: prächtig!
Doch schon mancher schnarchte mächtig;
Andre fingen an zu schwatzen,
Als dann aber gar zwei Katzen
Noch begannen, mit den Nasen
Endlos das Fagott zu blasen,
Da begann man rings zu fauchen
Oder drückte sich zum Rauchen.
Nur der blondgeschwänzte Sänger
Wünschte die Musik noch länger,
Denn er saß seit letzter Pause
Bei der Tochter von dem Hause,

Amüsierte sie mit Witzen,
Drehte sich die Schnurrhaarspitzen,
Und mit glänzender Bravour
Schnitt er ihr die Katercour.
Flüstert hinterm Chapeauclaque:
„Mieze, heut den ganzen Tag
Freut ich mich schon auf ein Küßchen —
Mieze, lieb mich doch ein bischen!“
Aber Mieze, keck und dreist
Wie in jenem Alter meist,
Lacht ihm tüchtig ins Gesicht:
„Unverlobt passiert das nicht!
Übrigens bin ich schon Dame,
Nicht mehr Mieze ist mein Name,
Bin schon Fräulein, trage Kleider —“
Und der Kater knurrte: leider! — —
Die Musik war nun zu Ende.
Auf die Simse, Fenster, Wände,
Selbst aufs Dach war man geflohen,
So lang die Fagotte drohen,
Und wer ungesehn sich wähnte,
Hielt die Tatzen vor und gähnte.
Aber jetzt ward alles munter,
Alles sprang sofort herunter,
Denn zum Essen bat der Hauswirt. —
Was doch alles aus der Maus wird,
Wenn man sie nur fein zerhackt,
Kocht und brät und spickt und backt!
Mauspastete, Mausragout,
Schwänze mit Compot dazu,
Braten schön von Rattenbein,
Pudding selbst von Mäuseklein,

Alles prangt in voller Schale
Nebenan im Speisesaale.
Hei! das war ein fröhlich Schmausen!
Nur die Hausfrau sah mit Grausen,
Wie die aufgehäuften Teller
Immer schneller, immer schneller
Abgeleckt und ausgeleert sind,
Die Pasteten schon verzehrt sind.
Ach, sie hatte, wie so oft,
Tief im innern still gehofft,
Daß von ihrem Mausgekoche
Reste bleiben für die Woche.
Und ein Summen und ein Surren
Und ein Kichern und ein Knurren,
Ein Miauen und ein Zischen
Klang jetzt wirr von allen Tischen.
Und der flotte Schwerenöter
Machte Mieze rot und röter,
Bis sie schließlich seiner Bitte
Bei der sechsten Tortenschnitte
Nicht mehr länger widerstanden
Und geräuschlos sie verschwanden.
Wandelten dann auf dem Dache,
Miezens Freundin, die hält Wache. —

Unten aber ward indessen
Immer kräftiger gegessen.
Kater Stips nur, sonst gefräßig,
Aß heut ungewöhnlich mäßig,
Ja, hat keinen Schluck getrunken;
In Gedanken tief versunken
Saß er lang und murmelt leise

In geheimnisvoller Weise,
Bis er plötzlich sich erhob
Toastend zu der Wirte Lob.
Stips, ein Meister freien Wortes,
Katzenpräsident des Ortes,
Hörte sich nicht ungern sprechen
Und so ohne Unterbrechen
Spricht er seinen hohen Dank
Starke zehn Minuten lang.
Endlich heißt es: Hinz und Frau,
Beide leben hoch, miau!
Mächtig war der Rede Schwung,
Mächtig die Begeisterung,
Doch noch mächtiger — man sieht es —
Ist die Kraft des Appetites,
Mit dem Stips jetzt flott und flink
Nachholt, was ihm erst entging.
Wie die Mayonnaisen sinken!
Und jetzt stopft er sich mit Schinken
Und mit Braten und Kompot voll,
Denn das Essen dünkt ihm gottvoll.
Hinzens freun sich mit Respekt,
Daß es Excellenz so schmeckt!
Als die Reihe so begonnen,
Gab's kein Ende; wie ein Bronnen
Sprudelten die längsten Reden,
Jeder toastete auf jeden,
Doch der Reden höchster Preis
Galt dem Musikantenkreis.
Ja, sie alle, die zuvor
Schon beim Liede des Tenor
Flohen zu des Hauses Tiefen

Und die Streichmusik verschliefen,
Preisen jetzt mit süßer Miene
Sang, Fagott und Violine.

Als man endlich beim Dessert,
Wird auch schon die Kammer leer,
Denn die Jugend will nicht warten;
Alles strömt zum Tanz im Garten,
Auf der Zunge noch den Käse
Drängt man schon zur Polonaise.
Und dann wirbelten im Tanz
Dreißig Paare, Schwanz in Schwanz.
Juch, die Kater, die gefrackten,
Springeu nach den Walzertakten,
Und die molligfeschen Kätzchen
Schmiegen sich an ihre Schätzchen.
Ringsum auf dem Gartenzaune
Saßen in gemischter Laune
Die Ballmütter und Ballväter;
Manche ließen sogar später
Nicht das junge Volk allein,
Tanzten selbst ein Polkalein!
Mieze aber stand verstört.
Er, den zärtlich sie erhört
— Ach, wer traut noch einem Manne —
Er poussiert die dünne Hanne,
Die so schiefgestreift und dumm;
Aber Mieze weiß, warum.
Hannens Vater ist Minister;
Der hat Geld, darum vergißt er,
Was er Miezen hat geschworen,
Hat für Hanne Aug' und Ohren,

Thut ihr alles, was sie will je,
Tanzt mit ihr sogar Quadrille.
Ach, es war ein wundersamer
Tiefgefühlter Katzenjammer,
Der ihr Inn'res wild durchtobt —
Weh, nun bleibt sie unverlobt! — —
Endlich, zu der Eltern Wonne
Kam die liebe Morgensonne.
Zwar die Jüngern riefen: schade,
Denn das schönste kommt jetzt grade,
Kottillon mit Blumensträußchen,
Für die Herren Knopflochmäuschen,
Mütter doch sind unerbittlich:
Tanz am Tage ist nicht sittlich.
Da begann in Hof und Zimmern
Mäntelsuchen, Abschiedswimmern,
Pfotendrücken, Trinkgeldreichen,
Bis die letzten Gäste weichen.
Heimwärts wandeln Stips und Frau
Durch den kühlen Morgenthau.
Stips hat etwas viel getrunken,
Denn jetzt sprüht er Witzesfunken;
Plötzlich spricht er voll Moral
Zu dem trauten Ehgemahl:
„Wirklich um die Zeit ist's schade,
Die Gesellschaft ist zu fade.
Klatsch und allenfalls Musik,
Nicht ein Wörtchen Politik.
Ja, da weiß wohl jeder Kater
Was man alles im Theater
Hinter den Koulissen schafft,
Aber nichts von Wissenschaft,

Nichts von Kunst und Geistentfaltung —
Hasse solche Unterhaltung."
Sie, die auf den Gatten schwört,
Andachtsvoll die Rede hört,
Schließlich spricht sie still gefaßt:
Wenn du es beschlossen hast,
Lassen wir bei Kauzens sagen,
Daß wir Bälle nicht vertragen,
Und deshalb mit unsern Kleinen
Nächsten Sonntag nicht erscheinen. —
„Nächsten Sonntag, hm, miau,"
Knurrt Herr Stips, „nein, liebe Frau,
Wenn die Kinder gerne gingen
Würd ich doch das Opfer bringen.
Denn Frau Kauz hat mir's verraten:
Sonntag giebt es Mäusebraten!"

Mädchengestalten.

Nach dem Französischen
des
François Coppée.

I.

Die Reiterin.

Vom Gartenzimmer ihrer Villa tritt
Die Baroneß hinaus zur Steinterrasse
Und an der Brüstung zwischen Delfter Vasen
Sieht sie voll Ungeduld zum Park hinaus.
Ihr zarter Arm trägt ungezwungen leicht
Des Reitanzuges schwarze Sammetschleppe;
Die schlanken Schultern hüllt ein schwarzes Tuch,
Auf blondem Haar ein flottes Jagdbarrett,
Und wallend bauscht der weiße Schleier sich,
Der leichten Schatten webt um ihre Augen.
Die kleine Hand umspannt mit junger Kraft
Den Silberknopf, der ihre Peitsche schmückt;
Unruhig fuchtelnd wippt sie in der Luft
Das kurze Rohr, das wiegend sich geschmeidig
Dem ungeduld'gen Spiel der Finger fügt,
Dann bleibt sie zögernd einen Augenblick
Noch auf den Stufen der Terrasse stehn,
Den gelben Reithandschuh sich aufzustreifen,

Indeß der leichte Wind, der frühlingsmilde
Rings durch den blühenden Hollunder rauscht,
Durch ihre kurzen blonden Haare wühlt,
Daß sie verwirrt um ihre Stirne spielen.
Im Parke aber, in dem Buchengang,
Der ausgelegt mit kleinen Kieselsteinen
Auf rotem Sand, da wartet schon der Groom,
Und hält am Zaum die beiden Vollbluthengste.

Und ich, ein Träumer, der mit müß'gem Schritt,
Vorbeigeschlendert an des Gartens Rand,
Und, selber ungesehn, durchs Eisengitter
Nur einen sehnsuchtsvollen Blick geworfen,
Ich fühl es leise, wie ein süßes Glück;
Ich träume, jene Maid sei meine Braut,
Und in mein schwelgend Herz ziehn kühne Bilder.
In grünem Wald an frischem Frühlingsmorgen
Seh ich auf feur'gem Hengst an deiner Seite
Hinsprengen mich mit dir im Hag allein.
Und wieder wallt im scharfen Morgenwind
Dein weißer Schleier um den schwarzen Sammt,
Daß du im Flug der wilden Schwalbe gleichst
Mit weißgeflaumtem schwarzem Federkleide.

II.

Im Eisenbahnzug.

Der Zug hielt an auf ländlicher Station!
Ich saß gelehnt in meine Wagenecke,
Umspielt vom Ringeldampf der Cigarette,
Und sah durchs Fenster gleichgültig hinaus.
Da sah ich nahe an der Bahnhofsthür
Drei Schwestern plaudernd froh beisammenstehn;
Sie hatten alle drei dasselbe Haar,
Dasselbe leichte helle Sommerkleid,
Denselben Strohhut mit dem Blumenstrauß
Und alle drei die harmlos heitre Miene.
Die Augen leuchteten voll Glück, sie lachten
Und winkten fern schon mit dem Sonnenschirm
Dem Vater zu, der aus dem Zuge stieg.
Der Alte war ein guter Biedermann
Mit grauem Backenbart; er kam beladen
Mit groß und kleinen Päckchen aus Paris,
Er ließ sich küssen von den lieben Töchtern,
Und als sie schnell ihn vom Gepäck erlöst
Und alle drei mit Fragen ihn bestürmten,
Da reicht er froh den Arm den größern beiden
Und sah sich um mit so beglücktem Schmunzeln
Als wollt er sagen: seht doch, das ist mein!
Da pfiff mein Zug; der Wagen rollte weiter,
Und träumend dacht ich, als ich weiterfuhr:
Wie schlicht und glücklich sind doch solche Leute!
Dort wohnen sie gewiß im Waldesgrün
Im kleinen Schweizerhäuschen auf dem Hügel;

Der Vater muß bestimmt ein Kaufmann sein,
Und sein Geschäft geht gut! Da wohnen sie
Die warmen Sommermonde auf dem Land,
Gewiß bedacht, die Ältste zu versorgen.
Wer weiß, ob nicht auch das ein glücklich Loos!
Wie wär es schön, so jeden Sommersonntag
Zum stillen Landhaus hier hinauszufahren
Und lachend frohe Mienen nur zu sehn.
Man käme an, erwartet von den Seinen;
Einladend steht der Frühstückstisch gedeckt
Im schatt'gen Garten auf dem frischen Rasen;
Dann schlendert man zum kleinen Gartenhäuschen,
Den ländlich alten Strohhut aufzusetzen.
Und während still die Magd Melonen bringt,
Holt schon der Vater seinen Korb voll Flaschen;
Dann wandert man, die Teller in der Hand,
Mit seiner Braut und ihren jüngern Schwestern
— Manch schalkhaft Wort fliegt lachend hin und her —
Am obstbeladenen Geländ entlang,
Um Blätter sich vom Rebenstock zu pflücken
Und schöne Früchte von den schweren Ästen —
Und alles das wär gar so leicht zu haben!
Wer weiß, es hätte schon vielleicht genügt,
Wär' ich heut aus dem Zug dort ausgestiegen!
Sollt ich es wirklich thun? O, nimmermehr!
Solch ländlichliebliches Idyll zu träumen
Das ist das Glück; das Weitere ist schal.
Der stille Wunsch ist süßer als Besitz,
Und lächelnd schäm ich fast mich meines Traumes,
Der mit der Cigarette schnell erlischt.

III.

Am Strande.

Aufwühlt das Meer hochschäumend seine Wogen
Und Well' auf Welle stürzt vom Sturm gepeitscht
Voll Gischt sich rollend über Klippenzacken,
Bis brandend sie mit hallendem Getöse
Zerschellen an des Felsens steiler Wand.
Doch an dem Strande steht die Fischermaid
Und hält die Hand sich schützend über's Auge,
Hinauszuspähn zum fernen Horizont.
Sie blickt besorgt, denn grade jetzt im Herbst
Litt manches Boot dort Schiffbruch an der Küste.
Die Männer aus dem Dorf sind allesammt
Bei Morgengrauen schon hinausgesegelt;
Und auch ihr Schatz, ein wackrer Schiffersmann,
Dem sie an einem warmen Frühlingsabend
Den ersten Kuß nicht spröde wehren mochte,
Er war heut auch schon früh trotz Wind und Wetter
Mit seinem Fischerboot zum Heringsfang.
Und noch kein einz'ger Nachen war zu sehen,
Und ängstlich wartet sie und achtet nicht,
Wie um den nackten Fuß die Wellen spritzen
Und wie der Sturm an ihrem Rocke zaust.
Das braune Linnenkleid schmiegt sich im Wind
An ihre kräftig vollen Glieder an

Und wehend flattern wie ein Schmetterling
Im Sonnenschein die weißen Kopftuchbänder.
Ihr langgeflochtnes Haar ist rabenschwarz,
Ihr Antlitz hat die Sommerglut gebräunt,
Doch blütengleich und blau sind ihre Augen.

So sah ich dich an einem Spätherbstmorgen,
Du schönes Kind, am Meeresufer stehn;
Und wenn ich still vergangner Zeiten denke,
Mein Herz noch einmal all die Mädchenbilder
Und all die süßen Liebesträumereien
Zurück sich ruft, die einstmals mich berauscht,
Dann fühl ich mich so müde von Paris,
So überdrüssig all der Tändelei,
All der gezierten süßlichen Empfindung,
Und allen städtischfeinen Abenteuern
Zieh ich die glücklichstillen Bilder vor,
Die mir dein Anblick in die Seele lockte.
Denn plötzlich glaubt ich mich auf hoher See
Im Fischernachen mit den Wellen kämpfend.
Ich selber, wähnt' ich, sei der Schiffersmann,
Auf dessen Heimkehr du am Strande harrest.
Jetzt siehst du endlich fern mein weißes Segel,
Bang fürchtend, daß es eine Möve sei,
Die dich mit ihren hellen Federn täusche.
Doch bald tritt deutlich unser Mast hervor,
Da klopft dein Herz und sagt dir: „das ist er!“
Die Segel nieder! immer schneller treibt
Die volle Woge unser Boot zum Strand;
Schon knirscht der Vordersteven auf den Kieseln,
Der Kahn hält an, in's Wasser spring ich froh;
Und während schnell die Kameraden all

Zur Winde eilen, um das schwanke Boot
Zum sichern Hafen rasch hinaufzuziehn,
Komm ich zu dir, umschlinge deine Hüfte
Und presse ungestüm auf deinen Hals
Solch rechten schönen saft'gen Seemannskuß,
Wie sehr du dich auch sträuben magst und wehren.

IV.

Im Museum.

An einem Sommertage wandert' ich
— Verzeiht es mir, ihr classischen Gestalten —
Mit meinem arg modernen Künstlerherzen
Im Louvre einst durch den Antikensaal.
Es ist so kühl und ruhig da im Sommer,
Und wenn die Sonne auf den Asphaltstraßen
Zu glühend brennt, dann mach ich gerne Rast
In des Museums immerkühlen Hallen.
Andächtig schreit ich dann die Säle durch,
Betrachte froh die alten Marmorbilder,
Und das erfrischt mich; in die Seele gießt
Sich leis und still ein weicher, süßer Friede.

So traf ich denn an jenem Junitag
Vor einer Muse hoher Statue
Ein junges Mädchen emsig beim Copiren.
Auf schmalem Feldstuhl saß das arme Kind,
Die Kniee dienten dem Karton als Tisch,
Und unerträglich unbequem erschien es,
Wenn sie zuweilen sich zur Seite drehte,
Die Zeichenkohle wieder anzuspitzen.

Daneben lag ihr altes Mäntelchen
Und auch der Strohhut mit verwelkten Blumen.
Sie war durchaus nicht schön, nicht einmal hübsch,
Und doch, ihr zartes Antlitz zog mich an,
Der matte Teint, die bräunlich blonden Haare,
Und ihre schönen schwermutsvollen Augen,
Die sie mit wundersamer Künstlerglut
Zur Muse hob im faltigen Gewande.
Doch tief im Grunde jener großen Augen
Da las ich still das Schicksal ihres Lebens.
Sie ist gewiß aus ärmlichniedrem Hause,
Ihr alter Vater ist nicht mehr im Amt,
Die Mutter lebt nicht mehr, sonst wär die Tochter
Nicht so allein im Louvre hier zu finden.
Gewiß hat sie das Zeichnen erst gelernt,
Um in der Schule angestellt zu werden,
Doch schließlich fand sie langsam in der Kunst
Ihr Glück und Trost und mehr als Broderwerben.

Da dachte ich, wie gerne möcht ich selbst
Gleich ihr dort im Museum still studieren;
Vielleicht als junger Maler, angethan
Mit breitem Filzhut und der Künstlerjoppe,
Nur um ihr nah zu bleiben Tag für Tag.
Wie wollt ich gern mein Malen dann versäumen,
Und mit dem Zeichenstift in ihrer Nähe
Die griechisch alten Göttinnen copieren,
Um nur ihr zartes Antlitz stets zu sehn.
Und eines Tages fass' ich kühnen Mut
Und spreche sie mit leerem Vorwand an,
Und bitte sie um ihren Kreidewischer;
Schon wechseln wir verstohlen stille Blicke,

Wenn fremde Gäste laut uns stören kommen.
Ich fühle, wie ich langsam ihr gefalle
Und endlich öffnet sie ihr junges Herz
Und spricht von ihrem Leid und ihrem Hoffen;
Verlegen noch und nur mit halber Stimme,
Daß der Museumsdiener uns nicht hört,
Der auf der Thürbank müde eingeschlafen.
Und schließlich bring in meinem Farbenkasten
Ich frisches Obst und süße Früchte mit
Und wenn es selbst ein wenig auch zerquetscht,
Sie greift doch munter zu, und plaudernd froh
Teil ich mit ihr das kleine Frühstücksmahl,
Indeß die alten griech'schen Marmorgötter
In ihren classisch formenschönen Posen
Vom Sockel freundlich auf uns niederblicken
Und träumen von idyllisch alten Zeiten
Und von der Hirten stillem Liebesglück.

V.

Erinnerung an Schweden.

In Skandinavien kenn ich einen Park,
Den immergrüne Tannen rings umschatten.
Der Herbstwind zaust die schwanken Winterblumen
Auf der Terrasse in den Marmorvasen;
Und an der Brüstung steinernem Geländer
Leicht angelegt, doch unbeweglich still
Steht die Prinzessin aus dem Königshause,
Fast noch ein Kind mit hellen Kinderaugen,
Und schaut zur Ferne hin, zum blauen Meer.
Ihr blasses Antlitz rahmt das blonde Haar,
So blond, wie nur in nördlich kaltem Land
Das Haar sich über Mädchenstirnen lockt,
Und in des weißen Kleides seidnen Falten
Steht sie gebannt in geisterhaftem Schein.
Kein Glanz erleuchtet ihre kalten Augen,
Sie starrt hinaus, so bleich wie eine Lilie,
Die in der Mitnachtssonne aufgeblüht.

Prinzessin, als ich jüngst dein Vaterland
Auf meinen Wanderfahrten still durchstreift,
Da nannte man allortens deinen Namen.
Mir schlich die Wehmut leise in mein Herz,
Es quälte mich, daß ich so unbekannt,
Von dunkler Herkunft, bis die Liebe wirr
Mich glauben ließ in süßem tollem Traum,

Ich sei dein junger schöner Bräutigam.
Fürwahr, ich bin des Czaren blonder Sohn;
Vom Schneegebirge komm ich stolz und hehr,
Mit reichen Ehren prächtig rings empfangen.
Um deinem Vater höflich mich zu zeigen,
Leg ich den hohen schwed'schen Nordsternorden
An jenem Tage an, da ich erscheine,
Um deine königliche Hand zu bitten.
Wir wechseln nicht erst lange Redensarten,
Da die Gesandtschaft alles schon geordnet.
Vom hohen Meere grüßt mit frohen Wimpeln
Zum feierlichen Tag die schwed'sche Flotte
Und meiner Russen kaiserlich Geschwader.
Doch in der glückverheißend sel'gen Stunde,
Da du dein Jawort sprichst, da donnern rings
Die hundert Schüsse höflicher Kanonen,
Man hißt die Flaggen auf dem Königsschiff —

Doch nein! ich bin ja nur ein Wandersmann;
Du siehst mich nicht, du kannst es ja nicht ahnen,
Daß dort ein junger Dichter früh am Morgen
Den stillen schwermutsvollen Park durchirrt.
Und jenes Bildnis, ist auch das nur Traum?
Ist's nur ein Schein, der meine Seele füllt?
Bist du es selber nicht, Ophelia,
Du bleiche Maid mit blond gelocktem Haar,
Die geisterhaft im weißen Kleid gebannt
Dort auf der alten Steinterrasse steht
Und mit den reinen hellen Kinderaugen
Zur Ferne blickt, zum dunkelblauen Meer?

VI.

Die Nonne.

Da kam ich jüngst an einem Wintertag
Durch eine stille Straße, die ich oft
Berühren muß, und sah, wie dicht gedrängt
Vor einer Klosterthür Carossen hielten.
Die Pferde trugen Rosenschmuck am Kopf
Als gings zur Hochzeit; der Lakaientroß,
In Galakleidern und mit Puderhaar,
Stand ehrerbietig an dem Wagenschlag,
Und stolz hochmüt'ge Frauen stiegen aus,
Gehüllt in pelzumbrämten Sammetmantel.
Dann kamen Greise, deren Priesterkleid
Kaum Kreuz und Orden an der Brust verhüllte,
Prälaten und ein römischer Cardinal;
Und schließlich kam die ganze feine Welt
Vom Faubourg Saint-Germain, der hohe Adel
Mit seiner steifen, vornehm kalten Art.
Die Herren grüßten sich mit Förmlichkeit.
Ein jeder wollt dem andern Vortritt lassen,
Bis endlich sie, die Hüte in der Hand,
Sich alle in der Kirche eingefunden.
Auch auf der Straße wurd's allmählich leer,
Die Menge strömte langsam auseinander,
Die Diener nur, die standen noch und schwatzten,
Und so erfuhr ich, was geschehen sollte:
Ein junges Mädchen nahm den Nonnenschleier.

O, dieser zarten Blume milder Duft,
Des reinen Sternes himmlisch hehres Licht.
Das also lockt die schauensgier'ge Menge,
Damit sie dir ihr flüchtig Mitleid schenkt.
Ja, wenn du deine jungfräuliche Seele
Dem Heiland weihst mit bleichem Angesicht,
Mit langem weißem Schleier angethan
Gleich einer Braut; und wenn du zitternd dann
Den Schwur wirst schwören, immer rein und arm,
Erniedrigt und gehorsam stets zu bleiben,
Und wenn du bebend dann zusammenschauderst,
Da dich der Schere kalter Stahl berührt,
Um grausam dir dein Lockenhaar zu rauben:
Was zieht dann wohl durch jene eitlen Seelen,
Die nur mit prahlend Glück und leerem Flitter
Ihr Leben füllen bis zum letzten Tag?
Was lernen sie von deinem Opfermut?
Der eine jagt den eitlen Launen nach,
Der andre taumelt in des Lasters Armen,
Wenn sie die Klosterkirche kaum verlassen,
In welcher du, o armes armes Kind,
Für alle Zeit vom Leben Abschied nahmest.
Noch heut, wenn du den Kelch zur Neige leerst,
Im Büßerhemde spät mit mattem Knie
Dich im Gebete auf den Boden wirfst,
Und zitternd fürchtest, daß du eines Tages
Zusammenbrichst von deiner Bußen Last,
Dann schwimmen jene längst im alten Strom
Von Lust und Ränken, Laune und Vergnügen
Und dich vergißt man hier im Klostergrab.

Doch nein! ich bin im Unrecht, meine Schwester!

Just weil die Welt so eitel, arg und wirr,
Willst du, daß deine Seele still verwelke.
Für all den Frevel, der die Menschheit füllt,
Bringst du dich selbst als schuldlos reines Opfer,
Und kommt dereinst der jüngste Tag heran,
Dann willst du in der Stunde des Gerichts
Dein Lockenhaar in jene Wage werfen,
Auf daß die schwere Sündenschale steigt.
Dein Wille ist's, dein eigenes Gelübde,
Mit Fasten, Wache, Bußen zu verschmachten,
Doch, arme Schwester, glaub, du ahnst es nicht,
Wie groß und schwer der Menschheit Sünden lasten.
So sei voll Demut, da die Welt voll Launen,
Sei rein, da rings die Welt von Lust umfangen,
Sei wahrhaft gut, da alle untreu sind.
Sei arm für Reiche, dulde für die Stolzen
Und bete, da die Menschen gottlos sind.
Und wenn — der Argwohn drängt sich mir dazwischen —
Dein hohes Streben alles doch umsonst,
Der Himmel leer, dein Beten ohn' Erfolg,
Dann sei dies edle heil'ge Herz gesegnet,
Denn auch dein Irrtum ist erhaben schön.
Und wie der Engel zu Maria sprach:
„Gesegnet seist du, Weib," so denk ich still,
Das arme Kind, das Schönheit, Glanz und Pracht
Und seiner zwanzig Jahre vollste Blüte
Dahingab, um in langem Todeskampf
Zu büßen still für der Verirrten Sünde,
Es sei gesegnet und gebenedeit.

Perlen.

Auf dunklem Strom an stillem Waldeshang
Zieht unser Nachen seinen Weg entlang,
Und du und ich, wir ruhen weichgeschmiegt
Von sommerfrohem Blumenduft umwiegt.
Von deinen Lippen küß' ich Seligkeiten,
Aus deinen Augen funkeln Wonnezeiten.
Verwundert lugt aus dichter Waldesruh
Am Ufersaum manch braunes Reh uns zu,
Die Vögel künden zwitschernd ihr Erstaunen,
Eichhörnchen eilen, es sich zuzuraunen:
„Ein solches Schifflein, das ist nicht geheuer,
Nicht Segel trägts, nicht Ruder und nicht Steuer
Und Blumen blühn im Boot und Früchte reifen,
Es gilt nur, froh nach allem zuzugreifen!"
Nur du und ich allein in weiter Welt
Wir wissen, wer das Wunder uns bestellt,
Nur du und ich, kein And'rer weiß zu sagen,
Wer uns so hold seit fernen Kindertagen
Durch Stromesschnellen sanft dahingetragen.

Ja, fern und weit liegt jene Kinderstunde!
Bald schon umfängt sie mich wie Traumeskunde

Und doch — noch fühl ich mein Gemüt durchzittert
Und von der Maienblüte mild umwittert.
Ein Maienmorgen wars. Wir spielten Haschen
Und pflückten schlendernd Beeren uns zum Naschen,
Bis sich im Moos die Waldeswege wirrten
Und wir am Abhang hülflos uns verirrten.
Dein Mädchenauge perlt von scheuem Bangen,
Mir aber glüh'n beherzt die Knabenwangen,
Ich zieh dich nieder zu dem weichen Moose
Und unter Farren, unter wilder Rose
Küss' ich die Thränen dir vom Angesicht —
Den ersten Kuß, ach, den vergeß ich nicht.
Dein funkelnd Auge träumt von Märchenzeiten:
Wir kamen langsam nur zum Vorwärtsschreiten. —
Da plötzlich hemmt ein Bach uns unsern Weg,
Und keine Brücke dient als Wandersteg.
Doch lauschig sprudelt uns die Plätscherwelle
Und lockt und ladet uns mit Silberhelle.
Ich glaube, Lieb, du selber hast's geraten,
Mit nacktem Fuß den Waldquell zu durchwaten.
Und wie die Kühle wohlig uns umspritzt
Und Well auf Welle glitzernd uns umblitzt,
Da haben wir das Heimatsdorf vergessen
Und plätschernd still am Uferrand gesessen.
Bald kam getrieben in der Woge Lauf
Ein dürrer Ast; den fischte ich dir auf
Und zimmerte zum Spiel mit Bubenstolz
Ein armlang Schifflein aus dem Rindenholz.
Du aber fülltest es mit Blumen dicht
Mit Moos und Gräsern und Vergißmeinnicht.
Und als die Wellen sprudelnd es umrauschten,
Da riefst du froh, daß selbst die Bäume lauschten:

O könnten wir uns solch ein Schiff bereiten,
Den Bergesbach zum Strom hinabzugleiten
Und mit dem Strom zu uferlosen Weiten.

Du sprachst es kaum, da prasselts in den Zweigen
Und Busch und Bäume sehn wir sich verneigen
Und vor uns steht in purpurnem Gewande
Die Waldeskönigin am Uferrande.
Wir starren zitternd auf das Wunderbild,
Da sprach sie lächelnd, liebevoll und mlid:
„Euch treibt das Herz, weit in die Welt zu fliehen
Und mit der Welle hin zum Meer zu ziehen.
Wollt ihr mein Bote in die Ferne sein?
Ich will euch wundersamen Zauber leihn.
Das Schifflein, das ihr sinnig und vergnügt
In frohem Spiel euch selber habt gefügt,
Das Schifflein soll euch treu zum Strom geleiten
Und mit dem Strom zu fernen Meeresweiten.
Gehorsam tragen euch die Silberwellen,
Euch drohn nicht Klippen und nicht Stromesschnellen
Und euer Schiffchen soll sich selber lenken
Und was ihr sehnt, soll euch das Schifflein schenken,
So lang ihr treu der Botschaft wollt gedenken."

Das war ein Jubel, war ein Glücksgewinn!
Wir riefen froh: hab Dank, o Königin!
Sie aber sprach mit feierlichen Mienen:
„Bedenkt es wohl, ihr sollt dafür mir dienen.
Die Botschaft ist nicht leicht, ihr mögt sie hören,
Bedenkt es wohl, ich will euch nicht bethören.
Im Meeresgrunde, fern und tief und weit,
Da thront mein Enkelkind, die Muschelmaid;

Von bunten Muscheln ist ihr Haus gebaut,
Dem Meeresprinzen wird sie angetraut;
Da gilt es nun, daß ich als Hochzeitsspende
Ihr eine Perlenkette niedersende.
Ihr Kinder staunt; ihr wähnt, von Perlen bunt
Strömt Überfluß im tiefen Meeresgrund.
Nein, jede Perle, die im Meere ruht,
Ich sandte sie aus stiller Waldeshut.
Wenn scheu und schwank im Mai die Knospen sprießen
Und zitternd sich dem Sonnenstrahl erschließen,
Der funkelnd durch das dunkle Laubdach schimmert
Und jeder Blumenkelch von Thränen flimmert,
Von blinkem Thau in Sehnsucht überquillt
Und weiches Ahnen durch die Wälder schwillt:
Dann tropft der Thau in meinen Goldpokal,
Erstarret nachts im kühlen Mondenstrahl
Und wandelt sich in Perlen ohne Zahl."

Und du und ich, wir riefen um die Wette:
O Königin, vertrau uns deine Kette.
Will uns das Schifflein durch die Fluten tragen,
Wir wollen froh die Perlenbotschaft wagen.
Sie aber sprach: „Ihr mögt auch dies bedenken,
Nie kann das Schifflein euch zum Strande lenken.
So lang die Perle euch im Nachen ruht,
Zieht sie das Schifflein hin zur Meeresflut,
An Berg und Thal und Wald und fernen Stranden
Zieht ihr vorüber und ihr könnt nicht landen,
Ein Leben lang müßt ihr beisammen bleiben
Und mit dem Strom zum blauen Meere treiben
Und dort am Ziele wird das Schiff zerschellen,
Nicht weiter tragen euch die Meereswellen,

Die Perlen ziehn zur Muschelmaid euch nieder,
Verstummen müssen eure Liebeslieder
Und Land und Himmel seht ihr niemals wieder."

Und du und ich — wie lachten unsre Augen,
Was soll uns fürder Land und Strand noch taugen!
Was soll das ferne Ende uns bekümmern
Und mag das Schiff auch einst im Braus zertrümmern,
Uns winkt ein wonnig Ineinanderleben
Ein blumenduftig stilles Märchenweben
Ein Liebesprießen und ein Glückgenießen
In Blick und Wort ein selig Überfließen.
Gieb uns die Perle, hohe Königin,
Wir bringen treu sie deiner Enkelin! —
Da nahm die schöne königliche Frau
Aus goldner Schale zarten Perlenthau.
Ein Kettlein wars; sie schlang dir's in die Haare,
Auf daß die Locke fest den Schatz bewahre.
Dann winkt sie lachend uns ins Boot zu steigen
Ins Kinderboot von Blumen und von Zweigen.
Doch plötzlich fügt sie ernst und sinnend bei:
„Wenn es euch reut, seid ihr des Dienstes frei;
Wollt ihr euch trennen, soll das Boot euch landen,
Dann löst die Perlen aus den Lockenbanden
Und werft die Kette in die Stromesflut,
Daß sie verloren dort am Grunde ruht.
Dann wird der Nachen euch zum Ufer tragen,
Da mögt ihr wild nach bunten Faltern jagen,
Um neues Glück auf neuen Wegen werben;
Die Muschelmaid mag dann vor Herzleid sterben,
Die weiße Perle wird dann keiner erben."
Wie weit und fern liegt jene Kinderstunde —

Bald schon umfängt sie mich wie Traumeskunde,
Und doch — noch fühl ichs zitternd im Gemüthe
Und noch umduftet mich die Maienblüte,
Noch seh ich wie die Königin uns winkte,
Im Strudelbach der Sonnenschein uns blinkte
Und wie das Schiffchen fröhlich uns entführte,
Als unser Fuß es zögernd kaum berührte.
Es war so schmal; wir standen Wang' an Wange,
Und pfeilschnell fährts hinab am Bergeshange.
Doch endlich wächst des jungen Baches Weite;
Da reckt sich auch das Boot in Läng' und Breite.
Das Blütenlager schwillt zu weichem Pfühle
Umflutet kosig von der Blumenschwüle,
Ein Tischlein deckt sich in des Schiffchens Mitte,
Und kaum gedacht, vollzieht sich jede Bitte.
Und wie die Dämmrung leise niedersinkt,
Am Ufer still der Vögel Lied verklingt,
Und nur die Wellen plätschernd uns umrauschten,
Da ahnten wir, welch Glück wir uns ertauschten.
Aus deinen Augen blitzten Wonnezeiten,
Von deinen Lippen küßt' ich Seligkeiten, —
Ach, ohne Ende so dahinzugleiten!

So schwanden Tage uns, so frohe Wochen,
Das Schifflein gab, was uns die Fee versprochen.
Und Monde reihten langsam sich zu Jahren.
An Berg und Thal sind wir vorbeigefahren,
An Wald und Feld und sommergrünen Triften,
Am Felsenkliff, das sorgend wir umschifften.
Zu breitem Flusse schwoll die Waldesquelle,
In wilder Brandung braust des Stromes Welle,
Doch mit der Wogen stürmischem Getriebe

Wuchs unsre Liebe.
Und wenn ein Schatten uns die Sonne raubte,
Dann blickt ich still zu deinem Perlenhaupte.
Nicht immer wehn vom Ufer Lenzesblüten,
Doch mag um uns auch Sturm und Woge wüten,
So laß uns treu doch unser Kettlein hüten!

Wer weiß, wer weiß, wie lang die Fahrt will walten,
Des Schiffes Wände noch zusammenhalten.
Der Strom mag weit durch Thäler sich ergießen,
Im Felsenbett durch kühne Brandung fließen,
Sich mächtig noch um stolze Berge winden
Und mag auch morgen schon im Meer verschwinden.
Ja, manchmal tönts in ahnungsvollem Lauschen,
Als hört' ich schon des Weltmeers nahes Rauschen.
Wir aber zagen nicht und keine Reue
Wagt scheltend sich an unsre Perlentreue;
Wir wollen nicht am trägen Ufer landen
Und unsre Perlen in dem Strom versanden;
Was uns die Königin im Boot beschieden,
Das ist uns Glück und Welt und Kampf und Frieden.
Und wird der Strom sich einst zum Meer erweitern —
Wir sind am Ziel, der Nachen mag zerscheitern,
Mag am Korallenriffe fern zerschellen,
Wir gleiten Wang' an Wange in die Wellen,
Und in den Locken werden Perlen blinken,
Wenn wir zum Muschelhause niedersinken. — —
Was kann das Leben schöneres bereiten,
Als so in Treue durch die Wogen gleiten
Und Perlen tragen zu den Ewigkeiten!

Ruhe.

Der Sommer blühte, da zum ersten Mal
Dein neckisch Auge lachend mich umspielt,
Dann kam ein welker kühler Herbst durchs Land,
Du legtest still dich blaß und fröstelnd nieder
Und nun ist Winter und du gehst zur Ruhe —
O meine Freundin, deine Ruh ist lang.

Noch leuchtet um mich jener erste Tag.
Zum Meere kam ich, um die Sommerrast
Am weichen Strande lässig zu verschlendern,
Und träumend stand ich auf der Steinterrasse,
Sah lang den Wellen und den Möven zu
Und ringelte den Rauch der Cigarette.
Da kam vom Ufer eine schlanke Frau.
Ihr rosig Töchterchen blieb froh zurück,
Im Kinderkreis mit Sand und Muscheln spielen.
Sie aber kam mit wonnig leichtem Schritt,

So jung, so frisch, in weißem Strandgewand,
Den weißen Strohhut auf den braunen Locken.
Und wie sie aufblickt, hab ich dich erkannt
Und du erkanntest mich und winktest lachend.

Ich weiß nicht, wie es kam — im Stadtgewühle
Da waren wir uns achtlos nur und flüchtig
Gleichgült'gen Blicks bei Fest und Tanz begegnet;
Doch hier fernab im Bann des blauen Meeres —
Ich weiß nicht, wie es kam — beim ersten Wort,
Du hast mir später selber es erzählt,
Da ward uns beiden seltsam froh zu Mut,
Wie wenn sich Jugendfreunde wiederfinden.
Auf schwanken Wogen wiegt sich das Gespräch;
Das war ein Scherzen, war ein Pläneschmieden:
Wir wollten segeln, wollten angeln gehn,
Zum Leuchtturm fahren und den Wald durchstreifen —
„Und nur nicht ruhen! fügst du lachend zu,
Die müde Ruhe bleibt mir arg verhaßt:
Die matten blassen Farben stehn mir nicht,
Ich lieb der Rose dunkelrote Glut
Und hastigbuntes ruheloses Leben.“

Wir schritten nieder zu dem Steingeröll
Und saßen lange auf dem Felsenriff,
An dem die Welle lautaufbrausend brandet.
O, alle Sinne lauschten der Natur
Und voll Entzücken blickst du übers Meer,
Auf dem die stolzen weißen Segel gleiten.
Dann sank die Sonne und die Dämmrung kam,
Der Wind verstummt, es glättet sich die See,
Mit mattem Segel zieht der Schiffer heim.

Da plötzlich klang mit hohlem bangem Ton
Ein kurzes Hüsteln durch die Abendstille;
Behutsam schlingst du warm um Hals und Schulter
Den roten Seidenshawl; ich aber sah,
Du bebtest wie vor einem düstren Schatten.
Dann sprachst du leise nnd erzitternd matt:
„Mich stimmt's unsagbar traurig allezeit
Solch Bild der Ruhe nach des Tages Wogen,
Kraftlos Ermatten ohne Kampf und Sieg.
Und stockt der Wind, zum Hafen kehrt das Boot,
Das sich zu reicher voller Fahrt geschmückt,
Kein stolzer Blitz hat seinen Mast zersplittert,
Kein trotzig Riff hat seinen Bug zerschellt,
Nur windlos hängt das Segel müd herab
Und schlottert schlaff und lässig um den Mast —
Dann ist's als seh ich in ein Menschenleben,
Das sich zur Fahrt aufs hohe Meer geschmückt,
Der Sehnsucht voll nach goldnen Sommertagen,
Und dem der Körper jung die Kraft versagt,
Bis es sich still zur langen Ruhe legt —
So starb die Mutter mir, so starb die Schwester."
Und langsam stieg der Vollmond aus der Flut
Und spiegelt zitternd seinen Strahlenschein
Und gießt ein schimmernd blasses Silberlicht
Verführerisch weich über Fels und Strand
Und überrieselt uns — —

Das waren selig schöne Sommertage.
Zu vollen Wochen blühte mir das Glück,
Dann kam ein welker kühler Herbst durchs Land,
Du zogst zur Stadt und legtest blaß dich nieder.
Wohl bracht ich dir der roten Rosen Gruß,

Der ruhelosen, die du so geliebt —
Sie welkten still an deinem Krankenbett.
Und nun ist Winter, und das Schifflein kehrt
Mit schlaffen Segeln still zum Hafen heim.
Wohl flockt der Schnee schier lustig um dein Haus,
Wir aber tragen dich hinaus zur Ruhe,
Zur Ruhe, die dein zitternd Herz geahnt.
O meine Freundin, deine Ruh ist lang —
Doch ich muß ruhlos, ruhlos dein gedenken.

Andrea del Sarto.

Nach dem Englischen
des
Robert Browning.

Doch nein, Lucretia, laß uns nicht mehr streiten,
Ertrag mich einmal noch; komm, setz dich nieder,
Und alles soll nach deinem Wunsch geschehn.
Du wendest mir dein Antlitz zu, o wende
So auch dein Herz zu mir. Sei unbesorgt,
Dann schaff ich gern für deines Vetters Freund,
Dann mal ich alles, was er haben will,
Dann mag er selbst mir seinen Preis bestimmen,
Und all das Geld leg ich in deine Hand,
Wenn sie sich zärtlich in die meine schmiegt.
Ja, ich will alles thun — doch morgen, Schatz.
Ach, ich bin oft viel müder, als du glaubst,
Und heute abend mehr als sonst ermattet.
Doch wenn du still mit mir so, Hand in Hand,
Am Fenster weilst und wir dann, Seel' in Seele
So recht nach guter Eheleute Art
Den Abend über friedlich ruhevoll
Hinüberblicken hin nach Fiesole,
Dann ist es mir, als könnt' ich morgen frisch
Mit neuem Mut an meine Arbeit schreiten.

Laß uns versuchen, komm! Wie wirst du morgen
Mit mir zufrieden sein. — Dein weiches Händchen
Schmiegt sich in meine Hand, so wie ein Weib
Sich kosend schmiegt an ihres Mannes Brust.
Die Zeit ist nicht verloren; nein, bedenke,
Fünf Bilder sind uns nötig und für jedes
Sollst du, Geliebte, mir das Vorbild sein.
So, grade so verweile! Ach, wie schön
Die weiche Fülle und die Schlangenlinie,
Und wie vollendet ist dies zarte Ohr —
Wie konntest du nur je dies Ohr durchstechen,
Selbst für die weiße Perle, die es trägt!
Dein süßes Antlitz ist mir wie der Mond —
Ein jeder blickt zum Mond und nennt ihn sein
Und auch der Mond blickt jeden an und doch
Er hat noch keinem wahrhaft angehört.
Du lächelst, Lieb? Da hab ich schon mein Bild
Und, sieh, der Farben weiche Harmonie:
Ein mattes Grau mit stillem Silberton —
Im Dämmerlichte — so wie du und ich —
So blaßte dir dein Stolz auf mich dahin
Und mir, ach mir, versank im Dämmerlicht
Die Jugend und die Hoffnung und die Kunst,
Und über allem liegt das matte Grau
Wie friedlich still dort über Fiesole.
Der Kirchenglocke leiser Ton verhallt,
Getreulich hält die lange Klostermauer
Dort überm Weg das Baumgewirr zusammen,
Der letzte Mönch geht aus dem Garten heim,
Die Tage werden kurz, schon kommt der Herbst,
Der Herbst allüberall. Mir aber ist,
Als läg in solchem grauen Dämmerlicht

Vor mir mein Werk und Alles was die Welt
Mir je gebracht. — — —
Wir sind in Gottes Hand.
Doch seltsam, seltsam scheint in solcher Stunde
Der Weg, den er uns führt. Wir scheinen frei,
Und doch, wie schnell umfesselt uns das Leben
Und Gott legt selber uns die Fesseln an.
Sieh dich doch nur in diesem Zimmer um!
Wenn du auch nichts von meiner Kunst verstehst
Und nie dir Mühe gabst, sie zu verstehen,
So hörst du doch, was andre Leute sagen.
Schau, der Carton, den zweiten von der Thür —
Das ist ein Werk, ja Schatz, so muß es sein!
Da sag ich kühn und stolz: sieh, die Madonna!
Mit meinem Pinsel bring ich es heraus
Was ich erfahre, was mein Auge schaut,
Was in des Herzens tiefstem Grunde ruht
— Wenn je mein Sehnen bis zur Tiefe dringt.
Und es gelingt so leicht, so fehlerlos.
Das ist nicht Prahlerei. Du weißt es selber,
Du hörtest jüngst ja den Gesandten sprechen,
Und da in Frankreich klang es just so warm.
Vor allem es geht flott; nicht Skizzen erst,
Nicht Studien, nein, das liegt weit hinter mir.
Sieh, mir gelingt, was viele lebenslang
Sich nur erträumen — wie, erträumen? — nein,
Wonach sie ringen, sich verzweifelnd quälen
Und doch niemals erreichen. Ja, schon hier
In unsrer Stadt könnt' ich dir zwanzig nennen,
Die sich zermartern — ach, du ahnst nicht wie! —
Um jemals nur solch kleines Ding zu malen,
Wie jenes Bildchen, das du sorglos mir

Mit deinem flatternden Gewand verwischt,
Und bringen doch, wie neulich jemand sagte,
Viel wen'ger fertig — so viel weniger!
Und doch, Lucretia, weniger ist mehr!
Das Urteil über mich ist, ach, gefällt.
Sieh, deren Herz und Hirn ist vollgestopft,
Ist überladen, ängstlich und bedrückt —
Und doch, die wahre ew'ge Gottesglut
Durchleuchtet sie; mir aber glüht sie nicht —
Matt schlägt der Puls in meiner Werkmannshand.
Was jene schaffen, wird zu Boden sinken;
Sie selber aber dringen froh empor
Zu einem Himmel, der für mich verschlossen.
Sie treten ein, sie finden ihren Platz,
Wenn sie auch später, wieder heimgekehrt,
Von alledem der Welt nichts sagen können.
Mein Werk, ich weiß, das ist dem Himmel näher,
Ich selber aber, ach, ich sitze hier!
In jenen Männern wogt das heiße Blut;
Lob sie: es kocht! Ein Tadel: es kocht wieder!
Doch ich, ich male nur für mich allein,
Weiß, was ich thue und mich rührt kein Lob
Und auch kein Tadel. Jemand sagt vielleicht,
Morello's Umrißlinie sei verzeichnet,
Die Farbe falsch — nun gut, was soll das mir?
Er mag auch sagen, sie ist schön — was thut's?
Sprecht was ihr wollt, was kümmert das den Berg?
Und doch — der Mann soll über sich hinaus,
Soll wachsen, denn was sollt uns sonst der Himmel.
In meiner Kunst ist alles silbergrau,
Vollendet, abgeklärt — ach, um so schlimmer!
Ich weiß ja, was ich noch erringen müßte,

Und doch wie nutzlos wär' es, wollt ich klagen,
Daß ich das Weltall überragen könnte,
Wär ich ein andrer und ich selbst zugleich.

Sieh dieses Bild vom großen Raffael,
Dem Jüngling, der uns vor fünf Jahren starb,
— Es ist Copie, Vasari schickte sie —
Ich kann's verstehn, wie er es schaffen konnte,
Wie seine Seele flutend sich ergoß
Im Kreis der Päpste und der Könige,
Und wie er sehnend nach dem Höchsten strebte,
Weit über all sein Können noch hinaus.
Denn in der That auch seine Kunst hat Grenzen,
Der Arm ist zweifellos hier falsch gezeichnet
Und auch an dieser Stelle stimmt es nicht —
Doch all das trifft des Bildes Körper nur,
Des Bildes Seele ist gesund und schön,
Er meint es recht — das fühlt ein Kind heraus.
Der Arm ist falsch — ich könnt ihn besser machen;
Doch dieses Spiel, dies Spannen, dies Empfinden,
Ja, das liegt jenseits, jenseits meiner Kunst.
Und weshalb jenseits? Hättest du, mein Weib,
Beseelend all das in mir angeregt,
Zu Raffael wär' ich emporgestiegen
Und du mit mir. Doch nein, Geliebte, nein,
Du gabst, ich weiß es, alles was ich bat
Und gabst viel mehr noch, als ich je verdient.
Wie schön sind deine Brauen, deine Augen,
Wie überschön dein süßes Lippenpaar
Und gar die Stimme, der mein Innres lauscht,
So wie ein Vogel auf den Ton der Flöte,
Die ihn verlockt und in die Schlinge zieht —

Und doch — und doch — o hättest du zu allem
Auch eine Seele mir noch mitgebracht!
Ja, hättest du begeisternd mir gesagt:
„Denk niemals an Gewinn! Nur Gott und Ehre!
Nicht für den Tag, nein, für die Ewigkeit!
Leb deinem Ruhme, neben Angelo!
Schon wartet Raffael, daß ihr zusammen
Zu Gottes Thron emporsteigt, alle drei!“
Dann hätt' ich es vielleicht für dich vermocht. — — —
Vielleicht auch nicht! Gott lenkt uns, wie er will,
Und dann — der Sporn kommt doch von innen her,
Was nicht von innen kommt, hat keinen Wert.
Weshalb soll gerade ich dich nötig haben?
Hat Angelo und Raffael ein Weib?
Wer etwas kann, dem fehlt der rechte Trieb
Und wer es will, der kann es nicht — so geht's!
Die Kraft ist nötig und der Wille auch,
Und wir, die eins nur haben, quälen uns —
Doch Gott am Ende lohnt uns und bestraft.
Und wenn das Urteil streng bemessen wird,
So scheint's mir schließlich sichrer noch für mich,
Daß es mir hier doch ziemlich schlecht erging,
Arm all die Zeit und eigentlich verachtet.
Ja, weißt du, daß ich heute nicht gewagt,
Am Tage auszugehn, aus steter Furcht,
Daß mir die Herren aus Paris begegnen.
Ich bin schon froh, wenn sie vorübergehn
Und mich nicht sehen wollen; doch zuweilen
Da halten sie mich an; ich muß es dulden.
Doch laß sie reden! Ich gedenke dann
Des festlichlangen Jahrs in Fontainebleau —
O jene erste Zeit! O König Franz!

Ja damals trug auch mich es oft empor,
Umsonnt vom Blick des Fürsten und umhüllt
Vom Alltagskleid des Raffael, dem Ruhm.
Wie stand der große gütige Monarch
So oft bei mir, ein Lächeln auf den Lippen,
Den einen Arm um Hals und Schulter mir,
Indeß die andre Hand im Barte spielt;
An meinem Ohr, ganz nahe, klingelt leis
Die goldne Kette, die der König trägt,
Und während ich mit Stolz den Pinsel führe,
Empfind ich jeden seiner Atemzüge.
Und um ihn steht sein Hof; mit seinen Augen
Schaun sie mir zu, solch offne Franzmannsaugen!
Und alle sind erfüllt von Seelenglut,
Ich fühl es, wie sie meine Arbeit spornen.
Und schöner noch, im fernen Hintergrund,
Dein, dein, dein Antlitz, wartend auf mein Werk,
Um seinen Schluß mit letztem Lohn zu krönen.
O waren sie nicht schön, die Königstage?
Und wärst du damals nicht so ungeduldig . . . .
Ja, ja, ich weiß — es liegt ja hinter uns —
Und sicher war es recht — ich fühl es selbst —
Zu lebensvoll wuchs mir das Leben auf,
Im Goldton und nicht grau — was soll das mir!
Nein, keine Sonne soll die Fledermaus
Aus ihrer engen düstren Kammer locken,
Denn die vier Wände sind mal ihre Welt.
Wie konnt es denn auch irgend anders enden?
Du riefst mich und ich eilte heim zu dir,
Dein Herz war mir der höchste Siegespreis —
Soll ich beklagen, daß ich ihn gewann,
Noch eh' der Sieg erkämpft war? — Nimmermehr!

Laß meine Hände nur dein Antlitz malen,
Umrahmt von deiner Haare vollem Gold —
O du bist schön, Lucretia, und bist mein!
Ja, wer die zwei Gemälde hier betrachtet,
Das Bild von Raffael und das von mir,
Der mag wohl sagen „Raffael's ist besser,
Andächt'ger stimmt's die Seele beim Gebet," —
Doch nachempfindend fügt er dann hinzu
„Andrea's Jungfrau aber war sein Weib!"
Und tief im innern glaub ich's, will es glauben,
Daß ich denn doch das bessre Loos erwählt.

Zwar — sieh, Lucretia, eines Tags, bei Gott,
Ich hab's ja all die Jahre schon gewußt,
Da sprach der große Michel Angelo
Zu Raffael, der seiner Seele Glut
Damals in einem römischen Palast
In großen Wandgemälden lodern ließ
Und sich deshalb gar zu erhaben dünkte,
„Gelt, Freund, da läuft in unserem Florenz
Ein stiller junger unbekannter Bursch
Die Straßen auf und ab; glaub mir, wenn der
Auch so wie du für Könige und Päpste
Entwürfe zeichnen, Bilder malen dürfte,
Der Angstschweiß träte dir auf deine Stirn."
Begreifst du auch? er sprach zu Raffael!
Und doch — ja — ja — der Arm ist wirklich falsch —
Ich wag es kaum — doch du allein bist Zeuge —
Gieb mir die Kreide — sieh — so wär es richtig. —
Die Seele aber! Es ist Raffael!
So wisch nur aus, was ich gezeichnet habe.
Und doch, wenn Angelo die Wahrheit sprach,

Wenn ich die Kraft besaß und sie vergeudet,
Ich fragte doch bei alledem nur eines,
Ob du — nicht dankbar — doch zufrieden bist.
O laß mich's glauben! Ja, du lächelst, Lieb.
Die schöne Stunde! Dank — du lächelst wieder!
Wenn du so jeden Abend bei mir säßest,
Dann würd' ich besseres vollbringen können,
Verstehst du wohl, ich würde mehr verdienen,
Und würde dir dann auch mehr geben können.

Sieh, mit der Dämmrung senkte sich die Nacht —
Da steht ein Stern — Morello ist dahin —
Der Straße Licht nur schimmert ins Gemach.
Hörst du der Eule Schrei? — So komm, Geliebte,
Komm hier vom Fenster fort, in unser Haus,
Das wir gebaut, um, ach! so froh zu sein.
Gott ist gerecht. Mag König Franz verzeihen!
Oft in der Nacht, wenn ich mit müdem Auge
Aufblicke von der Zeichnung, dann erscheinen
Die Wände leuchtend, Stein von Stein getrennt,
Und statt des Mörtels schimmert blankes Gold,
Des Königs Gold, mit dem das Haus vermauert.
Doch wenn wir uns nur lieben! . . . Mußt du gehn?
Der Vetter wieder hier? Er wartet draußen?
Er muß dich sprechen? Dich und nicht mit mir?
Hat er noch mehr Spielschulden zu bezahlen?
Und dafür hast du mir gelächelt? . . . . Gut!
Ich bin bereit, dein Lächeln einzukaufen.
Hast du noch mehr mir davon abzugeben?
So lange mir mein Aug' und meine Hand
Und noch ein Stückchen Herz geblieben ist,
So lang ist meine Kunst auch meine Waare.

Ich will ja gern für meine Laune zahlen —
Nur laß mich hier mit dir die Abendstunde
— Du nennst es müßig — sinnen, denken, träumen,
Wie ich heut malen könnte, wenn ich wieder
In Frankreich wäre. Ach, ein Bildnis nur!
Ein einz'ges nur: der Jungfrau Angesicht!
Diesmal nicht deinen Kopf. Nein, du stehst bei mir,
Damit du hörst, was rings die Leute sagen,
Wie Michel Angelo mein Können preist!
Nicht wahr, du bleibst? Gehst morgen erst zum Freund.
Ich mal ihm dann den ganzen Treppenflur,
Beende das Portrait, und dies und jenes
Geb ich noch zu, wenn er sich spröde zeigt;
Das wird doch endlich dann genügend sein,
Um deines Vetters Streiche zu bezahlen.
Und was noch besser und viel wicht'ger ist,
Ich bringe dir die dreizehn Skudi dann
Für eine neue Krause um den Hals —
Gefällt dir das, Geliebte? Sag, der Vetter,
Was thut er denn, dich mehr noch zu erfreun?

Sieh, meine Seele ward heut friedevoll
Gleich wie am Lebensabend. Hinter mir
Liegt nun mein Dasein. Ich bereue wenig
Und wen'ger noch würd' ich heut ändern wollen.
Gewiß, ich sündigte an König Franz.
Ich nahm sein Geld, erlag dann der Verlockung,
Erbaute mir dies Haus — das war mein Unrecht.
Die Eltern starben beide mir in Not.
Doch hatt' ich jemals Reichtum zu vergeben?
Ein jeder muß sein Loos durchs Leben tragen.
Sie kamen arm zur Welt, sind arm gestorben,

Und ich, der ich ein tüchtig Stück geschaffen,
War niemals recht bezahlt. Ein bessrer Sohn
Soll die zweihundert Bilder, die ich schuf,
Doch einmal malen. Und so gleicht sich's aus.
Ja, deine Liebe, die war Lohn genug —
Was sollt ich denn noch sonst auf Erden fordern?
Im Himmel — ja, da gäb's vielleicht noch einmal
Ein einzig Mal den Tag zum großen Wurf!
Vier hohe Wände stehen dort vielleicht,
Vier Wände stolz in Neu-Jerusalem
Und Engel messen sorgsam ihre Breite,
Die Künstlerhand mit Bildern decken soll.
Ja! Leonardo, Michel Angelo,
Und Raffael und ich, wir sind erwählt!
Und doch, die drei, die haben ja kein Weib;
Sie überflügeln mich, denn auch im Himmel
Mußt du, Lucretia, immer bei mir sein . . . .
Da pfeift der Vetter wieder! — Geh nur, Kind!

Frühling.

Du lachst und jubelst, du mein Frühlingsland!
Aus tausend Quellen rauscht dein Übermut,
Die Blumen blühen und es singt und klingt
Und Bäche sprudeln und die Knospen leuchten
Vom Überschwang, vom Überschwang des Glücks.
Vergessen sind nun Eis und Schnee und Sorgen,
Die dich zu lang im Winterschlaf gelähmt —
Und Wald und Hügel jauchzt: der Lenz ist da!

Aus allen Thoren kam der Menschenschwarm,
Dein freudetrunknes Sonnenglück zu schaun.
Du nickst und winkst uns zu, die Falter flimmern,
Kußhände wirfst du neckend in die Luft,
In Gartenbüschen lacht es goldig auf,
Hell überstreun uns deine Blütendolden.
Und meines Wegs kam eine junge Maid
Mit ros'gen Wangen und mit blonden Zöpfen,
Verträumt, verliebt und sinnend pflückte sie
Stillblaue Veilchen und trug froh sie heim.

Da sinkt die Sonne, Dämm'rung fließt herab,
Heim trollt der Schwarm, ein weiches, großes Schweigen
Senkt sich zum abendmüden Thal und träumend
Neigt sich die Dolde und die Sterne blinken.
Und mit den tiefen ernsten Wunderaugen
Sahst du, mein Land, mich lang wehmütig an —
Da wußt' ich alles und ein großer Schmerz
Zog wie ein wundes Ahnen ins Gemüt
Und wie ein Mitleid überschauert's mich
In mondesstiller warmer Maiennacht.

Aus deiner Seele quillt dies Jubeln nicht:
Du lachst in Groll, du lachst freudlos und müde.
Ach, dich zerwühlt der Schmerz, daß für und für
Hinsterben muß, was sehnend dir entsproßt,
Und daß seit endlos hunderttausend Jahren
Dir Sturm und Blitz und Not und Frost und Kampf
Dein Liebstes stets zerblättert und zerknickt.
Unmüde hast Du immer neu gehofft,
Daß eines, eines je erhalten bliebe,
Daß eines, eines ew'ge Jugend trage
Und niemals ward dein banges Flehn erhört.
Und immer wieder streust du Veilchen aus
Und säumst den Busch mit jungen Schmetterlingen
Und schickst die Quelle sprudelnd froh zum Thal
Und flüsterst Liebe in das Träumerherz —
Und immer wieder war es ach! vergebens.
Du sahst die Falter und die Blumen sterben,
Den Quell erstarren und das Herz verbluten,
Bis du dein Hoffen schmerzvoll aufgegeben,
Bis müde du verzichtet und entsagt.
Das ist wohl längst manch tausend Jahre her —

Zu sanfter Wehmut löste sich der Schmerz
Und all dein Sinnen füllt nur ein Gedanke —
Bald wie ein Grübeln kommts, bald wie ein Wundern —
Was dieses Blühn und dieses Leben will.
Und glüht die Sonne dir mit Maienglut
Ins Angesicht, so sträubst du dich nicht lange,
Streust Blumen aus und neckst und narrst und küssest
Wie es der jungen lauten Schaar behagt
Und hasten sie zudringlich in dein Feld,
Dann giebst du alles, alles, was sie bitten
Und lachst in loderfrohem Übermut,
Von dem dein Herz nichts weiß. Es schmerzt nicht mehr,
Fühllos und müde ist's, und leise klingt
Sein banges Bitten durch die Maiennacht:
„Nehmt, was ich habe, nehmt's in junger Lust,
Nur laßt zum Dank auch mir mein stilles Glück,
Laßt ungestört mir meinen Winterfrieden,
Wenn Eis und Schnee zur Ruhe mich umhüllt;
Denn all mein Sehnen ist nur eines noch:
Dem Sinn des Ew'gen still mich einzudenken —
Was will dies Knospen und dies Liebeträumen,
Dies Blüh'n und Leuchten und was will dies Sterben?"

Nach dem Diner.

Ein junger Maler wars mit blassen Zügen.
Er saß mir gegenüber beim Diner,
Mit dem mein Jagdfreund seine Villa weihte,
Die neue Villa, die von Künstlerhand
Mit säulenfroher Pracht emporgezaubert.
Der Speisesaal mit mächt'gen Gobelins,
Der Wintergarten und das Treppenhaus
War ohne Widerspruch bewundert worden,
Und das Diner gar: von der Austernsuppe
Bis zum Gefrornen wahrhaft delikat!
Auch die Gesellschaft war schier auserlesen,
Geburt und Geld und Amt und Kunst beisammen,
Die Lebemänner aus der ganzen Stadt.
Aus vollen Gläsern schäumte heitre Laune
Und wirbelnd strömt die Unterhaltung fort.
An unsrer Ecke klang der Plauderton
Am fröhlichsten. Mein rechter Tischnachbar,
Ein stadtbekannter Thalermillionär,
Gab uns den neusten Börsenspaß zum besten,
Ein Gardelieutnant übertrumpfte keck

Mit übermütigem Culissenwitz
Den kleinen kichernden Commercienrat,
Dann kamen Jägerscherze an die Reihe
Und mit gedämpfter Stimme Hofgeschichten,
So gut erfunden, daß den Lachern rings
Die dicken Thränen von den Wangen rollten.
Nur einer lachte nicht, der junge Maler.
Und wie dann das Gespräch in leichtem Haschen
Bald dies, bald das berührt, die Pferderennen,
Die Primadonna und die Wildpastete,
Die schlechten Zeiten und den Sturz der Curse,
Da blieb er teilnahmslos und halb verstummt
Und mit dem Blick, den Sorgen bang umschatten,
Sah er dem Spiel der Perlenbläschen zu,
Die im Champagnerkelch nach oben trieben.

* * *

Ich weiß nicht, wie die seltne Laune kam.
Als ich allein in früher Abendstunde
Das Fest verließ, um langsam heimzuschlendern,
Traf ich in nahgelegner Nebenstraße
Arbeitervolk, das zur Versammlung eilte.
Am breiten Thor der Löwenbrauerei,
Da strömten sie in lautem Schwarm zusammen;
Schon staut die Flut und hundert drängen nach.
Beim matten Schein der flackernden Laterne
Las lächelnd ich die roten Anschlagszettel:
Beratung gabs und Delegiertenwahl,
Berühmte Redner waren angekündigt,
Des Volkes Elend war das Feldgeschrei.
Die Laune überkam mich, einzutreten.

Betäubend tost der Stimmen wüster Lärm;
In langen Reihen saßen sie geschaart
Bei dünnem Bier und dickem Tabaksqualm,
Graubärt'ge Männer und halbwüchs'ge Burschen.
Es war, als ob die dumpfe Luft erfüllt
Von Haß und Trotz, von Gier und Schmerz und Sorge.
Und endlich kam ein Führer dann zum Wort.
Was rings im Kreis auf kecken Lippen brannte,
Was tausendfach aus dreisten Augen glühte,
Er sprach es aus mit packendwildem Klang
Und ungebändigt dröhnt der Beifall wieder.
„Wie Sklaven leben wir, da jene prassen,
Aus unserm Schweiße bauen sie Paläste,
Champagner strömt, es sausen die Carossen,
Indeß die Last uns malmend niederdrückt
Und unsre Finger von der Arbeit bluten.
Hier stehen wir und fordern unser Teil,
Die wir enterbt zum Elend jetzt geboren."
Der zweite Redner und der dritte folgte;
Derselbe Text, dieselbe Melodie,
Und tosend schwillt der wilde Rausch der Menge.
Da plötzlich zuckt Bewegung durch die Reihen.
Zum Rednerpulte eilt mit hast'gem Schritt
Ein Jüngling, den die Leidenschaft umglüht.
Es ist der Maler. Von des Freundes Fest
War er gleich mir in diesen Saal verschlagen.
Man giebt das Wort ihm und wie festgebannt
Hängt lauschend alles stumm an seinen Lippen.

* * *

Genossen, ruft er schmetternd in den Saal,
Ja, ihr seid arm, seid elend und enterbt,
Doch weh euch, wenn ihr dem Verführer traut,
Der euch verlockt, als könnte Gold euch helfen.
Tief in euch selber liegt des Übels Keim,
Tief in uns allen, denn die Zeit ist krank,
In Fieberhast jagt wild sie nach Erfolgen.
Blickt erst mit neuen Augen in die Welt,
Dann thun euch keine neuen Schätze not,
Dann seht ihr rings es um euch blühn und sprossen.
Ja, ihr seid arm, weil ihr nach Reichtum schmachtet;
Euch schmeckt das Brot nicht, das ihr euch verdient,
Ich aber sage euch, es ist nicht wahr,
Daß es von goldnen Schlüsseln besser mundet,
Und wenn ihr weich in der Carosse säßet,
Ihr neidetet des Nachbars Viergespann.
Natur schafft ungleich. Wer beneidet je
Des Vogels raschen Flug, des Löwen Stärke?
Seid was ihr seid, erhaltet was ihr habt,
Reißt aus dem Herzen eure Sucht und Gier,
Dann ist die Not von eurer Thür verscheucht.
O wüßtet ihr, wie arm die Reichen sind,
Wie hohl und leer dies prunkende Gebahren,
Wie schal und fade, was euch schimmernd lockt.
Und doch, Genossen, ja, ihr seid enterbt!
Denn jenes Erbe, das den Enkeln frommt,
Die edlen Schätze deutschen Ideals,
Ich weiß es wohl, ihr habt nicht viel erhalten.
Doch wen'ger noch, viel wen'ger erbten jene,
Auf deren Flitterkram ihr neidisch blickt.
Was groß und gut und schön die Seele füllte,
Das war des Deutschen herrlichster Gewinn.

Er ließ die andern rings nach Gütern jagen,
Das Ewigmenschliche, das war sein eigen,
Das ist das Erbteil, das uns allen fehlt.
Wir sind ein mächtig Volk heut, stark und einig,
Doch unsre schönste Zierde sah ich welken,
Im großen Hause wohnt ein klein Geschlecht.
Schon schämt man sich, daß einstmals uns die Welt
Ein Volk der Dichter und der Denker nannte,
Heut will man Macht nur, Reichtum und Genuß.
Im hehren Tempel unsres Vaterlandes
Herrscht uns der schlimmste Götze, der Erfolg,
Und seine Priester sind es, die euch hetzen.
Ja, ihr seid elend, denn man raubte euch
In dieser wilden Treibjagd nach Genuß
Das beste, das des Menschen Brust erfüllt,
Das heilige Bewußtsein unsrer Pflicht.
Und dennoch ist mein Mitleid bei dem Reichen;
In seinen Händen ruhn erhabne Pflichten,
Die mehr als alles Gold der Welt beglücken,
Und doch der Ärmste ahnt nicht — —

* * *

Das war das letze, das ich hören konnte.
Vom ersten Wort an war lawinenhaft
Ein dumpfes Murren stetig angeschwollen,
Und hundert Stimmen riefen durcheinander.
Vergeblich tönt die Präsidentenglocke.
Jetzt überdonnert sie mit Sturmesmacht
Der Lärm, der brausend durch die Menge tobte.
Ich fürchtete für meinen Chapeauclaque

Und nützte schnell den wachsenden Tumult,
Um unbemerkt die Straße zu erreichen.
Von weitem sah ich, wie die Fensterflucht
Der stolzen Villa noch im Festglanz strahlte.
Nur wenige waren mit mir aufgebrochen;
Noch saß in Gruppen wohl die Tafelrunde
Geburt und Geld und Amt und Kunst beisammen,
Und spielte Skat bei Spatenbräu vom Faß.
Erst später ging man zum Hazardspiel über.

Im Haine.

Ein Schleier senkt sich still auf meine Welt,
Der Tag zerrinnt.
Der süße Duft, der mich umfangen hält,
Verweht im Wind.

Der Lärm verhallt; die Wogen, die mir rauschen,
Geh'n still zur Ruh,
Und stummen Gruß zu letztem Abschied tauschen
Auch ich und du.

Vergessen ist die Sorge und der Haß,
Der Pulse Hämmern,
Und was ich sehnte, wird so fern und blaß
Wie Traumesdämmern.

Und was in wilder heißer Sommerglut
Ich je besessen,
Was lockend hold im Herzen mir geruht,
Nun ist's vergessen.

Und endlich tret' ich in den heil'gen Hain,
Die Schatten fallen,
Verleuchtet ist der letzte Tagesschein —
So laßt mich wallen.

Vom Guten träumt nicht mehr der schwanke Sinn
Und nicht vom Bösen;
Ich walle wunschlos durch die Schatten hin,
Die uns erlösen.

Ich weiß, ich weiß, nie wird ein Pilgersmann
Mir nun begegnen —
Und doch, des Haines abendstiller Tann
Wird einst mich segnen.

Dann führt der Weg mich zu des Weihers Rand
Mit stillen Schritten —
Die dunkle Flut liegt feierlich gebannt
In Waldesmitten.

Und in des Weihers tiefstem Wogengrunde
Ruht wunderbar
Der Welt geheimste letzte Lebenskunde
So licht und klar.

Da unten fügen sich aus blassen Kieseln
Geheime Zeichen,
Die still und tief in meine Seele rieseln
Und nimmer weichen.

Und selig werd' ich meinen Wogen trauen,
Die weich mir winken,
Der Welt geheimste Wunder werd ich schauen
Und still versinken.

Ein Traum.

So träum ich nur, daß rings in frohen Palmen
Mir Kaliforniens goldne Küsten lachen
Und ich am Strande lässig hingesunken,
Umrauscht vom Spiel des Stillen Oceans?
So träum ich nur, daß bläulich duftumsponnen
Der steile Fels von Mexiko mir winkt
Und daß Indianer heut im Federschmuck
Seltsamen Pfeil und Bogen mir gereicht?
Nein, mich umfängt kein Traum; ein waches Leben
Blüht um mich rings in schwüler Märchenpracht,
Zur Seite ruht mir der Indianerbogen
Und meine Hand umfaßt den bunten Strauß,
Den ich mir schlendernd im Orangenhain
Und hier am Palmenstrande selbst gepflückt.
O wie die Welle kühlend mich umspritzt,
Die weiche Welle, die mir Asiens Grüße
Vom Westen bringt, und wie die Berge leuchten,
Die zackgen Berge mit dem Goldesschatz.
Die Muschel schillert und die Blume lacht,
In blauer Bucht wiegt sich der Segel Spiel.

Am klaren Himmel schwebt der Möwe Flug —
O nie zuvor fühlt ich solch sonnig Sehnen,
Solch lichte Freude durch die Lüfte wehn.

* *
*

Und wie ich wundernd so am Strande ruhe —
War's Blütenduft, der müde mich umstrickt,
Der Woge Murmeln, das mich weich umlockt —
Ich sank in Schlummer unter Fächerpalmen,
Und Kindheitsträume trugen mich hinweg.
Sie trugen weit mich über Meer und Lande
Zur engen alten lieben Heimatstadt.
Ein lock'ger Schulbub sitz ich frohgemut
Im Klassenzimmer an der Ofenbank
Und lese fleißig hinter Nachbars Rücken
Die Städt' und Flüsse von Amerika,
Die uns der Lehrer strenge überhört.
Da ruft er mich und mit dem Rohrstock weist
Er fragend hin zur Karte an der Wand.
O wie so bange schlägt mein Knabenherz,
Beklommen blick ich durch die Fensterscheiben
Zum Glockenturm und zu den Giebeldächern
Und dann verlegen zu dem Klassentisch,
In den ich just „Marie" hineingekratzt,
Marie, die Blonde von der Schlittschuhbahn.
Da endlich flüstert's mir mein Nachbar vor
Und stotternd sprech ich's nach in wirrer Hast:
Hier Californien, da Neumexiko,
Hier San Franzisko, dort Los Angeles
Und San Diego — ach, mit scheuem Zögern
Sprech ich die seltsam fremden Worte nach.

Der Lehrer aber nickt; zur Nasenspitze
Schiebt er die blaue Brille und beginnt
Von jenen fernen Landen zu erzählen,
Von Goldesschätzen in der Berge Schoß,
Von den Indianern auf dem Kriegespfad
Und märchengleich vom Stillen Ocean.
Da pocht mein junges Herz, da lauscht die Seele.
Wie bin ich böse, daß die Glocke schellt. —
Die Stunde schließt, ein neuer Lehrer kommt,
Ach, der Professor mit den Logarithmen.
O wie so bleiern schleppt die Stunde hin,
Wie klappern dürr die langen Zahlenreihen,
Da noch mein Herz von fernen Welten glüht,
Von goldnen Bergen und Indianerkriegen.

* * *

Und immer ferner tönt des Lehrers Stimme,
Und langsam ist's, als wenn die Kreidezahlen
Dort an der schwarzen Tafel still verschwimmen:
Ich schlummre ein auf harter Ofenbank,
Und sonn'ge Träume tragen mich hinweg
Vom Klassenzimmer aus der Rechenstunde.
Mir träumt's, ich sei in stolzem fernem Land,
Wo Palmen blühen und Cypressen rauschen
Und zackge Berge goldne Wunder hüten.
Und nieder steig ich von der Felsenhöhe,
Indianerhorden streifen meinen Pfad
Mit braunen Wangen und mit straffem Haar
Und bringen spitze Pfeile mir und Bogen.
Ich aber schlendre schwelgend meinen Weg
Und pflück Orangenblüten mir zum Strauß

Und sammle Muscheln, die ich nimmer sah
Und ruhe wonnevoll am Meeresstrande.
In blauer Bucht wiegt sich der Segel Spiel,
Ein lichtes Sehnen zittert durch die Luft —
O welch ein süßes zaubersames Träumen!
Ein Träumen? Sagt, o sagt, so träum ich nur,
Daß Californiens Küsten rings mir lachen
Umrauscht vom Spiel des Stillen Oceans?
So träum ich nur, daß bläulich duftumsponnen
Der steile Fels von Mexiko mir winkt
Und daß Indianer heut im Federschmuck
Mir Pfeil und Bogen brachten? Träum ich nur? —

Vertraulichkeiten.

Nach dem Französischen
von
François Coppée.

Laß' mich im Liede deine Anmut preisen,
Und von dem Glück vergangner Stunden singen,
Dem bleichen Pagen gleich, der träumerisch,
Auf reichgestickte Kissen hingeschmiegt,
Zu Füßen seiner kranken Königin
Der Mandoline milden Ton entlockt,
Still hoffend, daß die blasse Herrin leise
Das schmerzumspielte Antlitz zu ihm neigt,
Und ihre fieberhaft'ge Frauenhand
Durch seine vollen blonden Locken wühlt.
Auch er wird sterben an dem alten Leid,
In jungem Jahr zu heiß geliebt zu werden;
Und doch zuweilen, wenn im dumpfen Zimmer
Sein junges Auge durch die Fensterscheiben
Die Straße schaut, die in die Weite führt,
Die flücht'ge Wolke, die vorübergleitet,
Die Segel auf dem Strom, die bunten Vögel,
Die Ferne und den Himmel und die Freiheit:
Dann wird er träumen, daß in seiner Haft
Er dennoch glücklich sei, dann wird er träumen,

Daß schöner als des Waldes frischer Hauch,
In dumpfer Schwüle engen Frau'ngemaches
In jungen Tagen still dahinzuwelken.
Und neidisch wird er nur, wenn, aus dem Schlaf
Von Schmerzen aufgeschreckt, die Königin
Nachlässig auf den weißen Arm gestützt
Mit müden Augen lange wie im Traume
Dem Windspiel zusieht, das am Boden schlummert.

* * *

Sie gab ihr Wort, heut Abend zu erscheinen,
Und alles harrt schon freudig des Empfangs.
Die Freunde hieß ich gehn; durchs Zimmer spielt
Der Duft des Räucherwerks; die Kerzen leuchten,
Und im Kamine prasseln hell die Flammen.
Die matten Elegien warf ich hinein:
Was gilt mir heut der Lieder stille Klage?!
Sie will ja kommen! Ach! wenn erst ihr Schritt
In diesen Räumen leise wiedertönt,
Soll schon der Klang mein langes Leid belohnen.
Dann tritt sie ein, befangen und verwirrt,
Bis sie des Zimmers milder Duft berauscht;
Dann wird sie zitternd meine Hand ergreifen . . .
Und durch den Schleier, ah, die ersten Küsse!

* * *

Wie war ich feig! Ich hätte zürnen müssen,
Ihr grollend sagen, wie es tief verletzt,
Ein solches Glück vergeblich zu erwarten,
Vergeblich eine lange Nacht zu wachen,
Den Blick ans Zifferblatt der Uhr geheftet,

Das Ohr von jedem Rascheln auf der Treppe
In freudigster Erregung aufgeschreckt.
Wie war ich feig! Zu meinen Füßen hätte
Demütig sie Verzeihung flehen müssen,
Bis ich gerührt die Tränen ihrer Schuld
Wegküssen würde von der weichen Wange.
Und doch . . . ihr Auge war so sanft und mild:
Da stürzt ich vor ihr nieder auf das Knie
Und barg die Stirn in ihres Kleides Falten
Und schlürfte still das wonnevolle Glück.
Da hab ich keine Thränen mehr verlangt
Und kein Bekenntnis mehr von ihrer Schuld;
Ich fühlte ja, wie ihre kleinen Hände
In losem Spiel durch meine Locken wühlten,
Und um mein Haupt schlang sich ihr weicher Arm.
Da hab ich schon im voraus ihr vergeben,
Falls je sie wieder treulos mich verrät;
Ja, wie ein Sklave, den es schier beglückt,
Die alten Fesseln fürder noch zu tragen
Bat ich Vergebung für . . . mein eignes Leid.

* *
*

Die Dämmerstunde sank; die Nacht brach an,
Und noch ruht schweigend ich zu ihren Füßen,
Durchströmt von mild erschlaffendem Behagen,
Wie es zerrüttender Ermattung folgt.
Aus ihren schwärmerischen Augen glüht
Ein Nachglanz noch des wonnetrunknen Rausches, –
Und dann auch wieder scheint es matt und wirr
Und trifft es mich, dann zuckt mein wildes Herz,
Als wär's zum letzten Schlag. Von heißen Küssen
Ist schwül die Luft. Und meine Thränen sinken

Auf ihre weiche willenlose Hand. —
Ich hatte sie geliebt und stets gedacht,
Daß es nicht tiefre Liebe geben kann,
Doch heute fühl ich, daß mein Sehnen wächst . . .
Die Wagen hör' ich auf der Straße rollen.

* *
*

Ihr blaues Zimmer zieh ich allen vor;
Da steht halb welk der lose Blumenstrauß,
Den ich ihr früh zum Morgengruß gebracht;
Des Räucherwerks berauschend süße Düfte
Erfüllen mild das trauliche Gemach.
Das matte Licht des herbstlichen Nachmittags
— Oktober ist's — wird leise noch gedämpft
Vom dunklen Vorhang, der in weichen Falten
Vom Fensterbogen bis zum Teppich fällt.
Im Winkel nur am knisternden Kamin
Da stehn zwei Sessel nahe bei einander
Und plaudern still von unsern Missethaten.
Ich glaub, das seidne Kissen selbst am Boden
Harrt, daß mein Knie sich zu ihm niederbeugt.

* *
*

Du flehst, mein Lieb, daß meine Zärtlichkeit
Sich nicht so überhaste! Denkst wohl nicht,
Wie bald der starre Glockenton uns schreckt,
Wie bald er mahnt, daß es schon spät geworden,
Zu spät geworden, um den Schein zu wecken
Als kämst du sittsam aus der Messe heim.
Dann bleibt zum flücht'gen Lebewohl kaum Zeit,
Und kaum, das Wiedersehen zu besprechen.
Doch horch! Schon hebt der unduldsame Klang
Der Glocke an! Nun mußt du wieder flüchten!

Doch wie? Du schwankst, du stockst, du stehst verwirrt ...
So laß uns doppelt reiche Küsse tauschen.

* * *

Wenn im September milder Himmel lacht,
— Nur leichte Wolkenflöckchen ziehn dahin,
Die Knaben lassen ihre Drachen steigen —
Dann mag ich gerne durch die Straßen schlendern,
Sobald ich von dem Haus der Liebsten komm.
Nachklingt in meiner tiefsten Seele dann
Ihr letztes zärtlich warmes Abschiedswort
Und mich ergreifts, als könnt um diese Zeit
Ich fast noch heißer lieben sie als sonst,
Weil im September wir zuerst uns sahen.
Wie geh ich oft so in der Dämmerstunde,
Wenn ich ihr traulich Stübchen lassen mußte,
Zerstreut und achtlos träumend meinen Weg;
Dann schwelgt mein Herz in seligem Erinnern,
Und meiner fieberheißen Hand entlöst
Sich wundersam berauschendes Arom.

* * *

Die Dämmerung ist wie ein Scheidegruß
So matt und mild. Am fernen Osten breitet
Die Nacht schon ihren grauen Schleier aus.
Am dunkelblauen Himmel ziehen langsam
Mit schwachem Flimmerschein die Sterne auf.
Und dann geht leis in purpurnem Gewölk
Die Sonne nieder, flammt noch einmal auf
In lichter Glut, wie seliges Erinnern

An einen reichen schönen Sonnentag:
Dann ist es still! Der Abendwind erstirbt;
Kein Blättchen regt sich, selbst die Espe ruht,
Und unbewegt erblickt im stillen Weiher
Das hohe Schilf sein klares Spiegelbild.
Vom Duft der Blumen ist die Luft erfüllt
Und noch verstummt das Lied der Nachtigallen.
In solcher Stunde laß uns feierlich
Gelöbnis unsrer ew'gen Treue wechseln;
Ja, Liebste, dort am hügeligen Pfad,
Da laß uns Stirne gegen Stirne neigen.
Dann mögen unsre Küsse hell erklingen,
Daß selbst die Vögel rings im Nest erwachen,
Und sich verwundert wohl einander fragen,
Welch Bachstelz und welch Stieglitz mag das sein,
Die liederlich da zwitschern noch und liebeln,
Obgleich die Sonne doch schon unterging.

* * *

Ich bin ein Kind der Altstadt von Paris
Und bin nun mal nicht weit hinausgekommen.
Und trägt die Seele mich in ferne Lande,
Bannt mich ein allzureges Heimweh doch
An meine grasbewachsnen Weg' und Pfade,
Die weiter führen als das Auge reicht.
Wie ein Gefangner sich in Kerkerhaft
Anklammert an das enge Fenstergitter,
Um auch zu sehen wie die Sonne sinkt:
Wie ein Verbannter, der vom Bergeskamm
Mit stiller Sehnsucht blicket Tag für Tag
Auf das verbotne Heimatsland hernieder,
Das fern im blauen Nebeldunst verschwimmt:

So flieh ich aus der Stadt ins freie Feld,
Um dort mit müß'gem Schlenderschritt zu wandern,
Wie ich es nun mein Leben lang gewohnt.
Dann schreit' ich träumend meine Straße hin,
Den Blick der späten Sonne zugewandt,
Die hinter alten Rüstern niedergeht,
Und nur der Wolken luftig loses Spiel
Mit dunklen Purpurgluten überströmt.
Und ist die Sonne dann zur Ruh gegangen,
So zieht's mich immer weiter noch hinaus.
Der staub'ge Landweg, dessen schmal Geleis
Nur noch der Furche eines Pfluges gleicht,
Führt mich zu steinig öder Stätte hin.
Da sitz ich denn auf kahlem Felsgestein
Und sinn' und träum', der Heimkehr fast vergessend,
Indeß der Wind durch meine Haare spielt.
Dann weicht im blassen Schein der Dämmerung
Die schwarze Hügelkette rings zurück
Und zu mir tönt der Seufzer nur hinüber,
Der ewig sich der Riesenstadt entringt.
Es sinkt die Nacht; schon kann ich dies und das
Vom dumpf verworrnen Lärme unterscheiden.
Ich hör' den Spätwind durch die Büsche rauschen,
Ich hör' das Ächzen wucht'ger Eisenwerke,
Der Hunde Kläffen und der Kinder Schreien!
Fern tönt ein ausgespielter Leierkasten
Dazwischen schallt ein Ambos Schlag auf Schlag. —
Dann steckt der Himmel seine Sterne an
Und auch Paris erleuchtet seine Gassen.

* * *

Sie ist ganz gut bewandert. Wenn wir lesen
— Sie wärmt indeß den Schuh sich am Kamin —
Entschlüpft ihr oft ein sinnig Wort Kritik.
Ich wehre ab, wenn mir das Buch gefiel,
Zumal der Dichter oft ein Freund von mir,
Ich wehre ab, doch schwach mit halben Kräften —:
Verliebte sind nun einmal elend feig.
Und doch verstehn die Frauen den Poeten;
Nicht wenn auf Flügeln der Begeisterung
Er sich empor zu stolzen Höhen schwingt,
Doch wenn sein Lied von sanfter Schwermut voll;
Saint-Beuve und Musset, wenn der Spötter schweigt,
Und Baudelaire's weichherzigen Gesang,
Der all sein wildes Leid betäuben sollte.
So sitze ich denn oft zu ihren Füßen
Und lese ihre Lieblingsdichter vor,
Und manche Seite muß ich zweimal lesen,
Wenn irgend sie ein Lied zu tadeln weiß . . .
— Doch oft auch fällt das Buch zum Teppich nieder.

* * *

Bisweilen drückst du zärtlich meine Hand
Und schaust treuherzig tief ins Auge mir
Und sprichst bewegt, so mild wie eine Schwester,
Und dennoch, wie ein Kamerad, so fest.
Dann fragst du mich zuweilen weich und sanft
Halb vorwurfsvoll und doch ermutigend,
Welch schwere Sorge, welche Kümmernis
Die Stirn mir falten und das Aug' umschleiern.
Ausweichend schütz ich dies und jenes vor,
Ein Misbehagen sonder ernsten Grund,

Ein Ärgernis, das besser man verschweigt,
Und derlei mehr; du aber hörst mir zu
Und schüttelst leis den Kopf und glaubst mir nicht,
Und schließlich muß ich schamrot dann es beichten.
Ja, es klingt kleinlich, doch es ärgert mich.
Da wagt ein allbekanntes Zeitungsblatt,
Das müß'ge Leser stets genugsam findet,
Die heut'ge Kunst frech in den Staub zu ziehn
Und meine Muse höhnisch zu beschimpfen.
Das regt mich auf, und doch was soll ich thun?!
Dein Arm umschlingt dann kosend meinen Hals,
Du siehst mich lächelnd an, so rein und gut
Und leihst der Stimme weichen Schmeichelton
Und sprichst zu mir: „Mein Schatz! du bist ein Kind!
Wie kannst du mürrisch nur die Stirne runzeln,
Da dich der Liebe süßes Glück umfängt.
O dieses undankbare Dichtervolk!
Welch Mädchenherz bebt nicht in Liebesschauern
Für euch, die ihr den flücht'gen Schmetterling
Des schillernd bunten Traumes euch erhascht.
Zwar spielt die liebe Eitelkeit da mit,
Denn jede weiß, die trotzigen Gedanken,
Die widerspänst'gen Rhythmen bändigt ihr,
Damit ihr stolz der Nachwelt künden könnt,
Wie hold und schön wir sind. — Und doch vor allem
Wir lieben euch, weil keiner besser weiß,
Zum Herz der Frau das rechte Wort zu finden.
So könntet ihr des reinsten Glücks euch freun,
Da euch die Träume und die Herzen huld'gen,
Die duft'ge Rose euch den Lorbeer schmückt:
Und dennoch, wenn ein müß'ger Zeitungsschreiber
Aus niedrer Misgunst einen Vers bekrittelt,

Der gestern noch vielleicht ein Weib entzückt,
So härmt ihr euch, seid mürrisch und verdrießlich,
Wie ein bestraftes ungezognes Kind."
Du sagst das alles mir so zärtlich warm,
Halb wie ein Scherz und doch halb vorwurfsvoll,
So wie's am meisten zum Gemüte spricht.
Ich hör' dir träumend zu, und langsam wacht
Die alte Fröhlichkeit des Herzens auf,
Bis schließlich Haß und Unbill ganz vergessen.
Dann lenkst du das Gespräch behutsam ab;
Wir plaudern von Theater und Musik
Und uns vereint geschwätzig so die Zeit,
Bis deine Lippen ihren guten Rat
Mit heißem Kuß auf meine Stirn besiegeln.

* * *

Wir sind nicht mehr die schelmisch frohen Kinder,
Die einst am Saum des grünen Roggenfeldes
Mit ihrem Spiel die Vögel aufgescheucht;
Wie gingen oft wir, kindlich uns umschlingend,
Die Weißdornhecke unbemerkt entlang,
Die uns mit ihren Dornen fassen wollte,
Und während Schulter sich an Schulter schmiegte,
Und meine Lippen deine Stirn berührten,
Versprachen flüsternd wir uns treue Liebe.
Sechs Jahre sind seitdem dahingegangen,
Sechs Jahre ach! sind eine lange Zeit!
Verblüht ist uns der lichte Lenzesmorgen —
Der Himmel lachte mir in deinen Augen,
Um unsre Locken spielte los der Wind —
Verklungen ist das herzigfrische Lied,

Das von den frohen Kinderlippen klang,
Und deiner Kehle silberhelles Lachen,
Das jeden freute: sag, wo ist es hin? . . .
Du bist, mein Lieb, nun zwanzig Lenze alt;
Das härmt uns nicht, denn unsre Liebe wächst
Von Tag zu Tag; doch, daß ich selbst so schwach,
So unentschlossen wie ein Knabe bin,
Das quält mich schier, und meine Stirn ist bleich
Und düster und verbittert ist mein Herz.
So wie der sichre Pfeil zur Scheibe fliegt;
Der Storch zu seinem Kirchturm wiederkehrt;
Das wildbewegte Meer von neuem stets
Die Woge schleudert an die Felsenklippe,
An der aufbrandend kraftlos sie zerstäubt:
So flutet meine Seele für und für
Ohnmächtig gegen jenen Schicksalsschluß,
Daß du mir nimmer angehören darfst.
Und immer wieder fliegt mein stiller Traum
Zu unsrer Liebe, die dich selbst gefährdet,
Zu unsres Glücks berauschend sel'gen Stunden,
Die hastig selber wir verkürzen müssen,
Weil ein Spion die Augenblicke zählt;
Wie eine Schmach verbergen wir das Glück,
Kaum kann ich dir mit stillem Blumengruß
Dein Zimmer schmücken, das ich selber nur
Einschleichend wie ein Dieb betreten darf
Und das dich wie mit Kerkerhaft umfängt.
Und seh' ich dann, wie sich dein Auge trübt,
Wie Jahr um Jahr verrinnt, dann denk ich träumend
An jene Zeit, da wir oft Hand in Hand
Manch weiten Weg mit kleinem Schritt durchschlendert
Und Liebe schworen und nicht ahnen konnten,

Wieviel das ernste Leben herbes bringt;
An jene Zeit, da wir uns treu ergeben
Und dennoch nie in kindlich reinem Sinne
An andres dachten als des Himmels Pracht.

. . . .

Und da ich's schreibe, feuchtet sich mein Auge.

* *
*

Im Grunde blieb ich harmlos doch und rein,
Und die Vergangenheit, so trüb sie dünkt,
Vermochte nicht der Jugend ersten Traum
Aus meinem Herzen völlig zu verscheuchen.
Und treff ich dann ein schüchtern Schwesternpaar,
Hinschreitend sittsam vor der Mutter her,
Die dunklen Wimpern leis herabgesenkt
Vor all der Gecken frechem Kennerblick,
Ein Schwesternpaar von sechzehn, siebzehn Lenzen,
In gleichem Kleid, mit gleichem Bänderschmuck,
Und auch gleich anmutsvolle reine Züge:
Dann überkommt's mich wie ein stilles Glück,
Ein Hoffen wiegt mein Herz, ich träume dann
Von einem traulich warmen Heim und Herd,
Von Liebesglück so einfach und bescheiden,
So abgeschlossen und so ungestört!
Dann mal' ich heimlich mir im Geiste aus,
Wie ich zu Haus an neuen Büchern schreibe,
Indes mein Weib mit aufgelöstem Haar
Im weichen Hauskleid gegenübersitzt
Und dies und das so häuslich still verrichtet
Und nun den brodelnd heißen Thee uns kocht.
Doch, ach! nicht lange währt der holde Wahn;

Du kehrst zurück mit deinen düstern Qualen
Du unauslöschliche Vergangenheit,
Ein süßes Gift, das uns berauschend tötet.
Ja, träum' ich je von reinem Liebesglück,
So regt sich der Erinnerung bange Fülle
Und sie zerknickt den kaum erblühten Traum:
So mag wohl auch ein frecher Spatzenschwarm,
Um störend dreist sich schnäbelnd zu vergnügen,
Die andern Gärten alle rings verschonen,
Und nur sobald die Rosenzeit sich naht,,
Sich in ein blumenreiches Gärtchen nisten,
Das Gärtchen eines — Mädchenpensionats.

* * *

Da war ich unlängst einen Winterabend
Beisammen mit dem siebzehnjähr'gen Kind;
Wir tändelten in leisem Plauderton,
Ich sprach von ihrer zarten Stickerei,
An der sie emsig ihre Nadel führte,
Vom blauen Band, das um ihr Haar sich schlang:
Ein leerer Vorwand nur, um ungestört
Die kleinen blonden Locken zu betrachten
Und jenen Schatten, den das runde Kinn
Auf ihren zarten Hals geworfen hatte.
Mich aber überkam an ihrer Seite
Ein sel'ger Traum. Mir war, als kennt ich nichts,
Das anmutsvoller als ihr Lippenpaar,
Nichts Heil'geres als ihren reinen Blick,
Den blonde, lange Wimpern nur verschleiern.
Dann sah' ich sie im träumerischen Geist
Als Gattin schon zu meiner Seite stehn,

So jugendfrisch und schön im neuen Heim,
Und uns zu Füßen spielet unser Kind. —
Und dieser reiche Traum verblaßte nicht,
Er wachte neu den nächsten Morgen auf,
Er hielt mich fest und schon vertraut' ich selbst,
Daß ich noch einmal wieder lieben könnte.
O schöner Traum! So mag ein Kranker wohl,
Der, schwach und fiebernd noch vom langen Leiden,
Doch die Genesung langsam nahen fühlt,
Aus seinen Kissen durch die Fensterscheiben
Hinausschau'n auf den sonnigen April
Und denken: noch ist alles nicht vorbei!
Und während schwach im wärmenden Kamin
Die letzte Flamme in der Asche glimmt,
Blickt er hinaus, wo auf den schwanken Zweigen
Schon manche frische Frühlingsknospe nickt,
Und flücht'ge Wolken, die vorüberzieh'n,
Erzählen ihm von all' der Frühlingspracht,
Vom grünen Wald, wo muntre Quellen rauschen,
Von seinem Landhaus, das, von Stroh bedeckt,
Nun schon die jungen Ranken frisch umziehn:
Dann faßt er lächelnd nach dem blassen Kinn,
Vergißt in stillem Glück sein schweres Leiden
Und träumt' nur von der Schwalben Wiederkehr.

Rom.

Denk ich dein, schwarzlockiges Mädchen, wieder,
Schwebt mir leis das Bild von Venedig nieder;
Sein gemahnt der Augen, der tiefen dunkeln,
Schweigendes Funkeln.

Schwarze Gondeln durch die Canäle gleiten,
Schlanke Frauen zur Piazetta schreiten,
Der Rialto wölbt sich in weichem Bogen
Über die Wogen.

In Palästen träumt es wie Dogenleben,
Tauben flatternd über San Marco schweben —
Schöne Freundin, schön wie mein still Venedig,
Bleibe mir gnädig!

Aber schlendern mir die Gedanken heiter
Dann zu dir, goldlockiges Mädchen, weiter,
So erglänzt in lieblich umsonnter Lenzzier
Lachend Florenz mir.

Seh des Arno's steinerne alte Brücken,
Botticelli will mir den Sinn berücken,
Und es lockt zu leuchtendem Wanderziele
Il Campanile.

Die Tribuna winket mit Tizians Schätzen,
Schimmernd prangt's von Boboli's Gartenplätzen —
Kind, es blühen schön wie dein süßes Kosen
Fiesole's Rosen.

Doch wenn so die spielenden Traumgedanken
Zwischen Arno und den Lagunen schwanken,
Steigt mir stolz und mächtig der Petersdom auf,
Tauchet mir Rom auf!

Wandre still durch steinerne Machtsymbole
Sinnend hin zum Forum und Kapitole
Und dann schnell, als wenn mich die Schönheit mahne,
Zum Vatikane.

Herrlich leuchten in der Kapelle wieder
Vom Gewölbe Angelo's Fresken nieder,
Doch als Krone in dem gewalt'gen Ganzen
Raffaels Stanzen.

Laßt mich hin zu Tivoli's Säulenhallen,
Zu der schwermutsvollen Campagna wallen;
Die Oliven und die Cypressen rauschen —
Lasset mich lauschen.

Grüßt mich so mein Rom und der stolze Tiber,
Schwank ich nicht mehr, wer meinem Herzen lieber;
All des Sehnens hin zu Florenz Venedig
Fühl ich mich ledig.

So verblassen, Liebste, vor deinen Blicken
All die Augen, die mir das Herz umstricken —
Schwöre dir, braunlockiges Lieb, auf's neue
Ewige Treue!

Symbolismus.

Wenn dumpf die große Müde niedersinkt
Und durch den Park die dunkle Rose blutet,
Die Nachtigall mir blasse Lieder singt
Und weicher Duft aus stillem Moose flutet,

Ein Schweigen silbern in den Bäumen webt
Und durch die Dämmrung die Cypressen blinken,
Und um mein Haupt ein bleiches Träumen schwebt,
Als wollt es leise mir Vergessen winken,

Und dunkle Töne von den Zweigen wehn,
Und schlanke Fraun aus schwarzen Teichen steigen,
Und sie um Lilien sich im Reigen drehn
Und sich mit wundersamen Zeichen neigen:

Dann hör' ich gern euch Symbolisten zu
Und mag auf eure Zukunftstage hoffen,
Den Zweifeln bringt's, die in mir nisten, Ruh
Und zaghaft bleibt mir nur die Frage offen:

Ob ihr geniale Decadenten seid,
Die Wunderblumen von den Wiesen brechen,
Ob ihr hysterische Patienten seid,
Die schwülen Unsinn, just wie diesen, sprechen.

Am Ufer.

Ich sehnte mich nach dir wie nach dem Glück,
Und einmal noch schritt ich zum Thal hernieder —
Zum Waldsee zog es leise mich zurück
Und alles fand ich noch wie damals wieder.

Am Ufer ruht noch still mein Ruderboot,
Noch spiegeln sich die schlanken Weidenbäume,
Durch Buchenkronen glüht das Abendrot
Und aus dem Moose duften Wunderträume.

In meinen Pulsen pocht das wilde Blut,
Und bang und sehnend ruf ich deinen Namen —
Und wieder neigt das Schilf sich still zur Flut,
Wie damals als die schwarzen Schwäne kamen.

Und wieder ziehn sie aus der Waldesbucht
Mit deinem Nachen leise durch die Wellen,
Und wieder spielt der Wogen stille Flucht,
Und wieder huschen schillernde Libellen.

Ach, damals sprang ich leicht in meinen Kahn
Und ruderte zu dir in wildem Bangen,
Und leise zog dann dich und mich der Schwan
Bis still der Mond zur letzten Ruh gegangen.

Und alles, alles, alles kehrt zurück,
Und deine Nixenaugen flehn und winken —
Ich sehne mich nach dir wie nach dem Glück,
Und doch — ich weiß — mir wird mein Glück versinken.

Ich sehne mich, und doch, mich hält ein Bann,
Die Hand versagt, das Ruder zu umfassen
Und mußt du scheiden, eh der Tag zerrann,
Ich kann, ich kann das Ufer nicht verlassen.

Schon zieht dein Nachen in die Bucht zurück,
Und wie verzagend senkst du deine Lider —
Ich sehnte mich nach dir wie nach dem Glück —
Und doch — fahr wohl — uns kehrt das Glück nicht wieder.

Sonett.

Nur kein Misdeuten! Nein, ich sagte nicht,
Ihr sollt das Glück und seinen Schimmer hassen;
Ich sagte nicht, ihr sollt vom Schönen lassen
Und von des Lebens Duft und Glanz und Licht.
Und führt der Weg zur Werkstatt eurer Pflicht
Durch Blumenwiesen und durch Blütengassen,
So pflückt mir froh, was eure Hände fassen,
Und kränzt daheim der Liebsten Angesicht.

Das aber sagt ich: wer nur Blumen bindet,
Wer schlendernd sich nur Glück und Kränze windet,
Wenn Andre Kampf und blutge Mühen fanden,
Dem gönnt sein Glück, laßt Hadern und laßt Streiten,
Doch sollt ihr nie zu seiner Schwelle schreiten —
Den Sinn des Lebens hat er nicht verstanden.

Reisebrief.

Nun bin ich vergnügt durch Amerika
Schier kreuz und quer gezogen,
Von Mexiko bis Canada
In allen möglichen Bogen.

Sah San Franzisko's Golden Gate
Und den New Yorker Hafen,
Hab sechzig Nächte, so gut es geht,
Im Pullmannwagen geschlafen.

Ich schwamm und fischte in Newport's Bucht
Und ließ Saratoga mir kosten,
In Chicago bestaunt ich die Rindviehzucht
Und die Kunst und das Wissen in Boston.

Ich sah den erhabenen Bundessenat
In Washington feierlich thronen,
Ich sah den Frauenstimmrechtsstaat
Und am Salzsee die biedern Mormonen.

Ich war in manch marmornem Yankeepalast
Und in elenden Negergemächern,
Ich machte selbst bei den Indianern Rast
Und unter chinesischen Dächern.

Ich kam in manch zwanzigstöckiges Haus
Und durch Straßen schier ohne Ende,
War dreihundertmal zu Reception und Schmaus
Und schüttelte zehntausend Hände.

Ich zog durch die neue und neueste Welt,
Zog nördlich und westlich und südlich,
Und fragst du mich, wie mirs im ganzen gefällt:
Ich fand es fidel und gemütlich!

Gewiß, ich sah da so mancherlei
Mit Aerger und innerer Peinigung,
Sah Frömmelei und Polizei
Und elende Straßenreinigung.

Ich hörte unsägliches Sektengeschwätz
Und sah die Politiker buhlen,
Ich kenne auch das Pensionsgesetz
Und ach! die Sommerschulen.

Sah Griddlecakes und Boxerei,
Temperenz mit doppeltem Boden,
Und irischen Einfluß und faden Pie
Und heitre Erziehungsmethoden.

Und denk ich der hiesigen Ehen gar —
De gustibus non disputandum —
Hier ist beim typischen Ehepaar
Die Frau klug, aber der Mann dumm.

Und Freiheit, Freiheit, — das große Wort, —
Auch die hab ich hier nicht gefunden;
Es geht hier genau wie an jedem Ort:
Man schindet und wird geschunden.

Wohl hat man die Freiheit — das muß ich gestehn —
Auf den Präsidenten zu schimpfen,
Auch Freiheit, über die Schienen zu gehn,
Und Freiheit, sich nicht zu impfen.

Auch gab man die schwarzen Sklaven frei
— Halb ist zwar das auch Mythe —
Jedoch die weiße Sklaverei,
Die steht in herrlichster Blüthe.

Sie sind die Sklaven der Politik,
Der Trusts und der Aktionäre,
Die Sklaven der Presse, der Modefabrik
Und ihrer Gesindemisere.

Und doch, mein Freund, dies Land hat Schwung,
Auch trotz so mancher Blöße;
Dies Land ist blühend und schön und jung,
Hat Herrlichkeit und Größe.

Hier fühlst du begeistert das Kraftgenie
Des wuchtig schaffenden Strebens,
Hier fühlst du berauschend die Poesie
Des vorwärtsstürmenden Lebens.

Hier strotzt die Kraft der Renaissance
Des sechszehnten Jahrhunderts;
Das Greisentum der Decadence,
Schier keiner hier bewunderts.

Und wenn dem Yankee der Dollar schmeckt —
Denk nicht an unsre Protzen!
Wenn er nach Gold sich reckt und streckt,
Will er dem Schicksal trotzen.

Er haßt die Mitgiftschleicherei,
Im Kampf will er's erringen,
Und wenn er's errungen, verschenkt er es frei
Zu tausend köstlichen Dingen.

Für alles, was edle Seelen entflammt,
In Leben und Kunst und Wissen,
Wird hier der Besitz zum Ehrenamt:
Der Schuldschein wird zerrissen.

Sein Herz ist treu, sein Geist ist klar,
Und sein Charakter ist edel,
Und eins vor allem: sein Wort ist wahr,
Kein Kriechen und kein Gewedel.

Doch eines preis' ich in frohem Sinn
Noch mehr als den Amerikaner,
Das ist die Amerikanerin;
Mein Herz wird da zum Mahner.

Ich sah sie im Haus und ich sah sie beim Ball,
Beim Flirten und beim Studieren —
Mein Freund, ich rate auf jeden Fall
Komm her, um es selbst zu probieren.

Und kannst du nicht kommen, es selbst zu schaun
In landeskund'ger Begleitung,
So rat ich dir wenigstens, nie zu traun
Den Amerikabriefen der Zeitung.

Du liest von Reklame und Humbug meist,
Von Bestechung und Lynchgesindel,
Ich aber sage dir keck und dreist:
Das beste davon ist Schwindel.

Man kennt bei uns das Edisonlicht
Und kennt den Niagara,
Jedoch das Volk, das kennt man nicht,
Als lebte es in der Sahara.

Amerika ist noch unentdeckt
Für unsre gebildeten Kreise;
Ich wünschte, daß man den Kolumbus erweckt
Zu neuer Entdeckungsreise.

Der Quell.

Es war einmal ein rosarotes Land
Mit blanken Seen und veilchenblauen Hügeln,
Und Purpurschwäne zogen durch die Flut,
Und weiße Hirsche schritten durch die Wälder,
Und über allem herrschte froh ein Prinz.
Jung war der Prinz. Die Falter liebten ihn,
Die bunten Vögel flatterten ihm zu,
Er aber träumte sonnig in das Leben . . . . . .
    Einst schritt er schlendernd durch's Gefilde hin,
Da kam ein lachend blauer Doldenbusch
Und lenzestrunken brach er seine Blüte.
Doch als er heimging in sein Marmelschloß,
Da wollte still die junge Blume welken
Und traurig kam es über sein Gemüt . . . . . .
    Im Flieder aber saß ein Kolibri.
Der hüpfte leise auf des Prinzen Schulter
Und wiegte sich und zwitscherte: Prinz, Prinz!
Kennst du denn nicht in deinem Park den Quell,
Der aus der Grotte von Smaragden plätschert?
Da netze abends deinen Blütenkelch
Und junge Wurzeln sprossen über Nacht . . . . .
Der Abend kam und sorgsam gräbt der Prinz
Den welken Stengel in sein Blumenbeet
Und schöpft und schöpft aus seinem Plätscherquell,
Bis still die blaue Nacht herniederdämmert.

Und morgens früh — hab Dank, lieb Kolibri! —
In vollen Dolden lacht der frische Sproß,
Auf jungen Wurzeln wiegt er sich und winkt
Und neckt und lockt die Bienen, die sich tummeln . . .
Da zog der Prinz glückselig durch sein Land.
Und wenn ein Zweig am Wege ihm gefällt,
Liebäugelnd ihn die duft'ge Blume grüßt,
Dann greift er zu mit jugendkecker Hand
Um seine Blüten froh am Sammtbarett
Zur stillen Gartenquelle heimzutragen.
Und Jahre, sonn'ge Jahre gingen hin, —
Im Garten schwillt und quillt der Blütenhag
Und schüttet jubelnd seine trunk'ne Lust
Vieltausendfarbig in die Winde aus,
Und weich zerflutet sehnsuchtsvoll sein Duft . . . .
Doch jeden Abend noch zur Dämmerstunde,
Wenn still das Lied der Nachtigall verklingt,
Dann schreitet ernst der Prinz zu seinem Quell
Und füllt den goldnen Krug auf bis zum Rand
Und netzet selber seinen Blumengarten.
Und siebenmal stets wird der Krug gefüllt
Und nimmer müde siebenmal geleert,
Bis jedes Würzelchen sich frisch gelabt . . . . . .
Und heute Abend wieder schritt der Prinz
Zu der smaragdnen Quellengrotte nieder.
Da saß ein blauer Zeisig auf dem Zaun,
Von weiter Reise hielt er kurze Rast
Und wetzte sich und schaute in den Garten.
Doch plötzlich flattert zwitschernd er empor,
Da er den seltsam dunklen Strauch erblickt, —
Weiß sind die schlanken Blüten und ihr Kelch
Blitzt schimmernd von den hellen Silberstreifen . . .

Der Zeisig schmettert trillernd in die Luft:
„Wie kommt der Silberbusch in diesen Park?
In weiter Ferne hinterm Berge wächst
Am Kirchlein solch ein dunkler Strauch allein —
Jüngst flog ich zu und lobte ihn und sagte:
Wie lieblich sind doch deine Silberknospen,
Nie sah ich deinesgleichen in der Welt —
Da sprach der Busch: ich bin allein im Land,
Doch meine schönste Blüte ist zerstört;
Vor vielen Jahren blühte sie heran,
Da kam ein junger Jägersmann des Wegs
Und brach sie keck und trug die Blume fort —
Nun ist sie lange schon verdorrt, verwelkt,
Und eine gleiche wird nie wieder blüh'n" . . . . .
Still hört der Prinz dem blauen Zeisig zu,
Winkt ihn heran und streichelt sein Gefieder:
Mein lieber Vogel, schwing dich fröhlich auf,
Flieg einmal noch fern über Berg und Thal
Zum Busch am Kirchlein und verkünde dort:
Der junge Jäger, der war ich, der Prinz!
In meinem Garten giebt's ein Welken nicht,
Da quillt ein Quell, der jede Blume netzt . . . . .
Und leise wie im Traume fügt er zu:
Auch deine Blume mit dem Silberstreif,
Die ich in süßer Jugend mir gepflückt,
Sie sprießt und duftet wie ein stilles Glück
Und sie soll blühen durch mein Leben hin,
Bis meiner Hand der goldne Krug entsinkt . . .

In schwerer Krankheit.

Ich zage nicht — noch mag ichs ja nicht glauben,
Und dennoch fühl ichs, wie die Hand erlahmt,
Und leise, leise überschleicht es mich,
Es flimmert, summt und flüsternd raunt's mir zu:
Schlaf ein, schlaf ein, so zaudre nicht, schlaf ein!

Ich zage nicht — und doch wie andre Träume
Voll Lebensfülle wogten um mich her.
Ein Sehnen bannte meine Knabentage,
Ein Sehnen füllte meine Wanderjahre:
Einst mannhaft in der Geisteswelt zu wirken,
Zu klären rings , zu bessern und zu bilden
Und unser Schaffen will ein Ringen sein.
So heimst' ich ein, so füllt ich meine Seele,
Mich aufzubilden für den Gang des Lebens,
Dem all mein Fühlen froh entgegenschwillt.
Und endlich kam auch mir nach Frühlingsstürmen
Der Sommertag. Ich darf hinaus ins Leben,
Darf selber sein, darf lehren und darf wehren,
Und plötzlich ist nun alles, alles todt —
In herzensjungen Jahren soll ich sterben,
Am Sommermorgen wund dahingesunken.

Ich zage nicht! Ich weiß, es war vergebens,
Der Ton verklungen ohne Wiederhall.
Was ich ersehnt, zerflattert und zerfällt;
Was ich gekonnt, entrieselt nun zu Boden
Und keine, keine Blüte wird zur Frucht.
Es war vergebens — und kein Wundertrost
Wagt sich an meinen Schmerz in solcher Stunde,
Denn klein und wirr und selbstisch ist sein Glaube.
Was lockt mich heute der Verheißung Lohn
Von ew'gem Wohlergehn im Himmelsfrieden,
Was schreckt mich Qual und ew'ge Höllenpein —
Hab ich denn je an Wohl und Weh gedacht?
Mein heißes Sehnen kann nicht auferstehn,
Und undurchfühlt und ewig ungesagt
Und unentwirkt zerfließt es in die Weite,
Ewig vergebens — doch ich zage nicht!

Ich zage nicht — so laßt auch ihr die Klage,
Die ihr euch bang zum letzten Abschied rüstet.
Wir wanderten so treulich unsre Straße
In gleichem Schritt, und, glaubt mir, nimmermehr
Hätt' ich euch willig je im Stich gelassen.
Doch nun, da mir unfreundliches Geschick
In meinen Becher heimlich Gift gegossen,
Da hilft kein Wille und die Kraft versagt —
Ihr wißt ja selbst, ich hab in gradem Sinn
Es nie gelernt, mit Gift und Lüge kämpfen.
Und du vor allen, du mein sonnig Lieb',
Ich muß dich lassen, doch du sollst nicht weinen.
Denk, wie das Leben lockend uns umfing
Mit schmeichelndsüßem Blütenduft und Glanz.

Ja, könnt ich nur noch einmal niederschreiten
Und dir zur Seite durch die Wiesen schlendern,
An deinem Lachen, deinem Augenleuchten
Wollt ich gesunden — ach, es soll nicht sein!
Ich weiß, du wirst mein Bild durchs Leben tragen,
Bis einst auch du dich müde niederlegst,
Dann giebt es kein Gedenken mehr für mich,
Giebt kein Erinnern — doch ich zage nicht!

Ich zage nicht — und leise überkommt
Mein mattes Herz ein ahnungsvolles Träumen.
Mir ist, als ruhte ich am Waldessaum
Auf moos'gem Grund, den Epheu überrankt,
Und selig blick ich in der Sonne Glut,
Die hinter Purpurwolken langsam schwindet.
Wie märchenhaft verhallt der Lärm der Welt,
Und was uns trügt, zerfließt mir und zerflimmert.
In prunkendschönem Zauberzuge kommen
Des Weltalls Schätze, die uns alle doch,
Die mich und dich umlockten und verführt —
Auf goldnen Wolken schweben sie herbei
Und sinken glimmend in den Sonnenball
Und flammen auf, verglühen und verschwinden. — —
Und wieder strömt's herbei; am Horizonte
Ziehn Geisterscharen hastend ohne Ende;
Die Banner wehn, ich schau in treuem Bilde
Des Lebens Kampf und Ruhm und Leidenschaft.
Doch wie die Sonne tief und tiefer sinkt,
Da blaßt das Bildnis, ach, so schaal und fahl,
So abendkühl dünkt mir das Weltgewirre. —
Doch sieh! da schwillt aus grauen Wolkenmassen,
Das Lebens Bild gigantisch überschattend,

Von Pol zu Pol ein riesig Pergament.
Bunt aufgezeichnet trägt es unser Wissen,
Das Wissen, das wir Menschen Wahrheit nennen;
Und in den Lücken und als Randverzier
Stehn Glaubensworte und das Lied der Dichter,
Umspielt vom letzten goldnen Sonnenstrahl.
Ich schau verzückt — doch wie der Schein verglüht,
Die Sonne sinkt, da wirren sich die Zeichen,
Der Abendwind verlöscht die Schrift und Kunde,
Der Wahrheit Lehren seh ich still zerfließen,
Ach, Worte sind es, die der Tag uns bringt.
Und rauschend raunt der heil'ge Wald mir zu:
Nur eine Wahrheit dauert allezeit,
Sie ruht in dir, die Wahrheit deiner Pflicht!

Und ich soll zagen, da die Abschiedsstunde
So wundersam noch mein Gemüt durchzittert?
Wer sie durchfühlt, hat nicht umsonst gestrebt.
Ja, diese Stunde war mein Leben wert;
Soll ich es klagen, daß sie früher kam,
Als ich geahnt. Sieh, herrlich steigt der Mond,
Der Himmel blinkt in bleicher Sternenpracht,
Schon blüht und duftet still die Nacht — fahr wohl!
Ich zage nicht und friedvoll schlaf ich ein.

Zukunft.

Gelt, mein Freund, du siehst verwundert
Auf mein frohes Zukunftshoffen,
Da in unserem Jahrhundert
Doch schon alles eingetroffen.

Dir verstummet die Beschwerde,
Alle Wünsche sahst du stillen,
Denn wir kabeln um die Erde
Und wir züchten die Bazillen.

Ja, uns zieht der Dampf die Wagen
Und uns klingeln Telephone,
Wer wird da erst lange fragen,
Ob sich alles das auch lohne.

Und schon höhnst du überlegen,
Ob's nicht meine Sinne spüren,
Wie im Kampfe allerwegen
Frisch sich auch die Geister rühren.

Ja, ich seh in Klassenkämpfen
Wie der Streit die Welt bemeistert,
Doch mir will's die Laune dämpfen,
Denn ich weiß, was sie begeistert. —

Glaub nur nicht, ich wolle weichlich,
Daß sich alle Welt versöhne;
Mäste sich ein jeder reichlich
Und erkämpfe bessre Löhne.

Glaub auch nicht, ich sei ein Mucker
Der Vergangnes will beschwören;
Will mit Spiel und Brot und Zucker
Auch nicht feig das Volk bethören.

Und ich seh auch voll Genießen
Rings das Wunderwerk gelingen,
Wie wir die Natur erschließen,
Wie wir die Natur bezwingen.

Doch die Politik der Schwerte
Samt dem Kampf der Chemikalien,
Was sie von der Welt begehrte
Waren doch nur Glückslappalien.

Glück und Größe, Macht und Schimmer,
Das war's was die Zeit verehrte,
Aber nimmer, nimmer, nimmer
Ruhen dort des Daseins Werte.

Mögen Massen, mögen Rassen,
Mögen Klassen sich verhetzen;
Wer die Zukunft will erfassen,
Greift zu tiefren Gegensätzen.

Unsre Zeit lernt hören, sehen,
Tasten, greifen, bohren, schrauben,
Aber nicht, die Welt verstehen,
Nicht, an ew'ge Werte glauben.

Und da hockt sie fad und schwächlich,
Nur dem Nutzen hold am Ofen,
Hätschelt alles was thatsächlich
Und verlacht den Philosophen.

Doch, mein Freund, die Zeiten wandeln;
Sieh, noch gestern galt die Regel:
Ernsthaft Stoff und Kraft behandeln,
Aber lächelnd Kant und Hegel.

Kant und Hegel kehren wieder,
Uns die neue Zeit zu schenken,
Die Natur sinkt zitternd nieder
Und zum Throne steigt das Denken.

Und wir glauben fromm der Dreiheit
Guter, wahrer, schöner Pflichten,
Und es wird das Reich der Freiheit
Wieder herrlich sich errichten.

Und der Weckruf wird ertönen:
Hier die Pflicht und dort der Flitter!
Und es wird das Schlachtfeld dröhnen
Und das Alte birst in Splitter.

Und der Held steigt in den Bügel,
Sieghaft durch die Welt zu reiten,
Und ein Genius führt den Zügel,
Jubelnd ihm voranzuschreiten.

Und mein Deutschland soll das werden
Als der Künder alles Reinen,
Und ich weiß, es wird auf Erden
Morgen schon sein Held erscheinen.



Inhaltsverzeichnis.

Terberg, Hugo

Verse von Hugo Terberg

Großenhain 1897